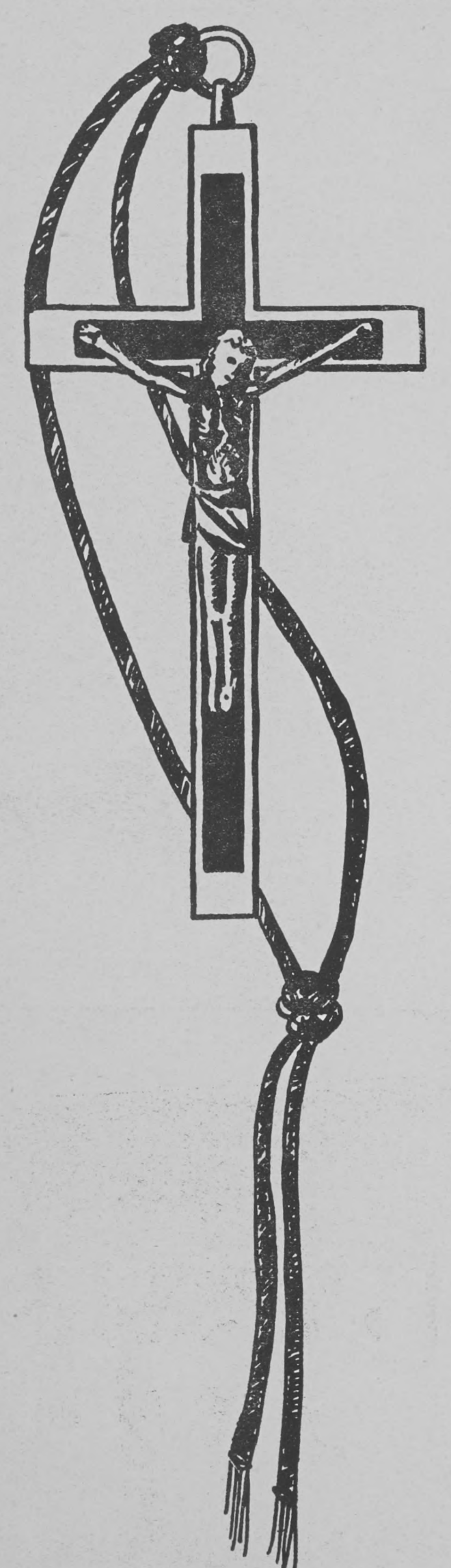
Mai 1950



DER MARIENBOTE

Marianischer Missionsverein



„Geht in alle Welt!" Mit diesen Worten hat Jesus Christus die ganze Erde als Missionsfeld bezeichnet. Mit den Füßen seiner Apostel und seiner Missionare hat der Heiland das Missionsfeld im Laufe der Jahrhunderte abgeschritten. In seinem Auftrag hat die Kirche durch die Errichtung der einzelnen Missionsgebiete die Arbeitsfelder abgesteckt. Jetzt heißt es für uns, die Hand ans Werk legen.

„Die ganze Erde muß Gott dienen! Aber drei Fünftel der Menschheit schmachten noch in den Ketten des Unglaubens und Aberglaubens. Die ganze Erde soll daher zu einem großen Gottesdome ausgebaut werden. An allen Orten soll dem Herrn ein reines Speiseopfer dargebracht werden, und vom Anfang bis zum Niedergang der Sonne soll der Name des Herrn gepriesen werden. (Mal., 1:11)

„Die Erde ist Gottes Eigentum. Sie ist von der Hand Gottes geformt. ‚Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde.' Mit diesem ersten Wort der Heiligen Schrift ist das göttliche Eigentumsrecht ausgesprochen. Das Heidenland, das den einen wahren Schöpfer nicht kennt, ist Gott entfremdetes Land, ist Gott entrissenes Land, ist Gott gestohlenes Land.

„Die Erde ist Gottes Eigentum. Sie wird von Gottes Hand getragen. Sie lebt von Gottes Segen und Gottes Gnaden. Gottes Lob und Ehre muß sie daher auch verkünden. „Gott allein die Ehre und der Ruhm." (Tim., 1:17) Das Heidenland, das fremden Göttern dient, ist der schrille Mißton im Loblied der Schöpfung, der große Mißbrauch mit Gottes Gabe, der schwarze Undank an Gottes Tafel.

Die Erde ist Gottes Eigentum. Sie hat Gottes Blut getrunken. Um der Sünde willen traf sie der Fluch. Im Blute Christi wurde sie jedoch erlöst und soll sie gesegnet werden. Das Heidenland aber — das Land, in dem die Sünde noch gebietet und der Erbfluch sich fortsetzt — ist das Land der Finsternisse und des Todensschattens, ist für unsere Erde der große, schwarze Flecken in der leuchtenden Sonne des Christentums.

„Geht hinaus in alle Welt!"

Diesem Rufe folgend, sucht der Marianische Missionsverein dem Herrn im Himmel zu dienen. Er will helfen, das Kreuz des Oblatenmissionars in alle Welt zu tragen und zum großen Siege Christi zu führen. Auf daß sie alle erkennen, sich beugen, und anbeten den Vater und den Sohn und den Heiligen Geist, dessen Name uns in der Taufe gegeben wurde.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

18. Jahrgang 15. Mai 1950, North Battleford, Sask. No. 8

Dies und Das

Wenn es Frühling wird. Durchwandert man jetzt im Frühling die Stätten des Jammers, die Schutthaufen und die Ruinen der Straßen, über die der letzte Krieg gezogen, so sieht man kleine Gräslein ganz unbekümmert der grimmen Menschengeschäfte im frischesten Grün der Sonne entgegewachsen. Von irgendwoher haben die Winde das Keimchen dahergetragen, aus dem sie so froh über allen Schutt sich drängen. Sie werden zur Blüte treiben und von dort zur Reife und zur Verbreitung ihrer lieben Art. Wenn der Mensch nicht kommt und alles mit Halm und Wurzel ausreißt, wird es dort nächstes Jahr viel mehr Gras geben. Wird es doch zerstört, dann bringen die Winde neuen Samen, und neue Hälmlein werden sprießen.

Der Mensch kann das Gewordene zertrümmern und zerschlagen. An das Werden selbst kann er jedoch nicht heran. Er kann es weder schaffen noch kann er es vernichten. Es wird bleiben, so lange die Erde steht. Immer wieder kommt das Werden neuer Gräslein, und immer wieder zeigt sich das Werden neuer Hoffnung. Der Böse muß sterben, und es ist wahr, daß er immer sehr viel Böses in der Welt zurückläßt. Wie aber der Böse sterben muß und nicht ewig leben kann, so hat auch das Böse selbst seinen ewigen Feind in der Welt, und dieser Feind ist das Leben. Das Leben ist ewig. Das Böse wird zwar auch ewig bleiben, es wird ihm aber eines Tages alle Macht genommen sein, und es wird aufheulen unter den Schlägen seiner eigenen Peitsche.

Das wird sein hinter den Pforten der Hölle.

Jetzt triumphiert das Böse, während das Leben, das hohe Leben der Wahrheit und der vor Gott sich neigenden Liebe, fast nur noch auf den Schutthaufen des Zertrümmerten zu Hause ist. Dort, wo keine Menschen hingehen, da ist es zu finden. Die weiten, menschengefüllten Marktplätze der Welt haben keinen Raum dafür, sie sind gefüllt von Gier und vom Haß.

„Nicht sind Meine Gedanken die euren, und nicht sind eure Wege die Meinen. So hoch der Himmel steht über der Erde, stehen meine Wege über den euren und meine Gedanken über den euren. Denn gleich wie herabkommt der Regen, wie auch der Schnee vom Himmel, und nicht mehr zurückkehrt, sondern tränket die Erde und gebären und sprossen sie macht, und Samen zum Säen gibt und Brot zum Essen, so wird sein Mein Wort, das entspringt Meinem Munde: Es kehret nicht erfolglos zu Mir zurück. Vielmehr wirkt es, was immer Ich

wünsche, und vollbringt, wozu Ich es sende."

So spricht Gott im heiligen Buch des Propheten Isaias.

Wir lesen es und wir fragen: Wo ist es denn, das Wort des Herrn? Der Regen kommt wirklich herab und tränket unsere Erde und bringt Wachstum und Gedeihen. Wann aber sehen wir das Segnen Gottes über uns und unsere Kinder und Häuser und Felder herabträufeln? Wo sind die Himmelsgaben der Gerechtigkeit, der Freundlichkeit, der Liebe unter Brüdern? Es sind die Trümmern des letzten Krieges noch nicht fortgeräumt, und schon haben wir den Krieg vergessen. Noch sind die Straßen nicht frei vom Schutt und Geröll des letzten Menschenwüstens, und schon wieder schauen wir voraus und fragen uns, wann es wohl die rechte Zeit sei, wieder einmal anzufangen. Noch sind die Millionen Toten in jenen Gräbern nicht vermodert, die des Menschen furchtbare Sünde in die Tiefen der Erde und Meere gerissen, und immer weiter und immer lauter lärmen Haß und Lust. Kann Gott denn nichts dagegen tun? Kann Er dem Bösen wirklich nicht alle Köpfe zerschmettern und alle Rachen verbrennen, so daß wir endlich einmal Ruhe bekommen? Ruhe des Friedns und der Sicherheit?

„Nicht sind Meine Gedanken eure Gedanken, und nicht sind eure Wege die Meinen!"

Während der Mensch Liebe, Gerechtigkeit und Wohlstand weit und breit um sich herum haben möchte, spricht Gott von der Höhe und von der Tiefe. Dort will Er bauen, nicht in die Weiten und in die Breiten.

Darum greift Gott ins Tiefe. Da Sünde und Selbstsucht weit unten im Menschenherzen hausen, muß Gott noch tiefer greifen. So tief, bis es weh tut und Tränen und Not kommen. In den allerletzten Tiefen der Seele ist erst die Liebe zu finden. Jene Liebe, die sich der acht Seligkeiten des Heilandes freut. An diese Liebe will Gott heran. Der Mensch will sich aber gerade dort nicht fassen lassen. Er will nicht, wie die acht Seligkeiten es lehren. Er will nicht arm sein und verschmäht, friedsam unter Feinden, verfolgt von Ungerechten, rein in jeder Gesinnung, barmherzig gegenüber seinen Verfolgern.

So lange er das nicht will, läßt Gott es zu, daß das Böse peitscht. Es hat ja den Gottessohn selbst mit Ruten geschlagen und ans Kreuz genagelt. Warum soll das Unreine ohne Kreuz zur Liebe gelangen, wenn der Reinste aller zum aufwühlendsten der Kreuzwege bestimmt wurde?

„Meine Wege sind nicht eure Wege!"

Wo Sünde ist, da müssen Kreuz und Liebe eins und dasselbe sein. Wo das Kreuz ist, da müssen jene Dingen die Erde erschüttern, unter denen wir heute wimmern.

Wenn es Frühling wird, kommen Ostern und Pfingsten. Zwischen beiden Festen liegen jene fünfzig Tage, die im Anbeginn der Christenheit das Erneuern des Erdenantlitz vorbereiteten. Hinter verschlossenen Türen lebten die Apostel und ihre Getreuen, in Gebet und Tränen. Bis das Brausen des Heiliges Geistes über sie kam und sie in fremden Sprachen zu allen Menschen zu reden entflammte.

O diese fremde Sprache! Die Sprache der Liebe von oben, die uns so unverständlich geworden ist! Wenn wir uns doch abschlössen von all' den sündhaften Geschäften der Erde, um uns erneuern zu lassen im Geiste Gottes, der einstens Himmel und Erde schuf, und Heilige und Gottes Frieden auf Erden. Warum sind uns diese Dinge zum Märchen geworden? Wir leben und sterben und glauben an sie, und halten uns doch von ihnen fern. Hilflos sind wir geworden, hilflos in der Welt und hilflos in der Religion, von der wir gar nicht mehr wissen, wie sie anzupacken ist.

Wenn wir wenigsten noch leidenschaftlich beten könnten, dann wäre es bestimmt schon Vorfrühling auf Erden. So aber ist es immer noch harter Winter.

Klagen und Freuden. Nicht alles ist Wehklagen auf Erden. Die kleinen Gräslein und Blümlein des Frühlings reden laut von großer Freude. Und im Herzen der Frommen will der Frohsinn gar kein Ende nehmen. Was heißt es schon, wenn der Leib fröstelt und hungert, wenn das Herz Verspottung, Verfolgung und Verfluchung dulden muß, zu gleicher Zeit aber Gott in tiefster Seele brennt? Jener Gott, den die Seele des Frommen liebt?

Es gibt Dinge, die von Motten nicht zerfressen werden können, die nichts töten kann, keine Hand und keine noch so furchtbare Explosion. Nur die Sünde kann sie zerstören. Die Sünde, die im Herzen des Frommen keinen Raum findet, weil dort alles voll ist von der Liebe Gottes.

Es gab Zeitalter, in denen die Menschen das Ende der Welt bereits hinter der Tür stehen sahen.

Politisch, wirtschaftlich, ja sogar kirchlich war alles wild geworden: Wild und grenzenlos in seiner Gier des Hassens und des Raubens. Da kamen plötzlich die Frommen, die in aller Stille zu Heiligen geworden waren. Ohne Schwert und Panzer traten sie in den Straßen auf und zeigten an ihren eigenen gekreuzigten Leibern, wie die Menschwerdung der Gottesliebe aussieht und lebt und wirkt.

Das Ende der Welt kam nicht. Es kam jedoch ein großes Ende vieler Mächte des Bösen. Gott schickte Strafgerichte. Er sandte eine Sündflut und er ließ Feuer und Schwefel über ganze Städte kommen. Seine wirksamsten Gesandten waren aber immer die Heiligen, deren Beispiel, deren Büßen und Beten viel mehr in der Welt der Weltlichen verdarben, als böses Beispiel und Völlerei und Fluchen jemals in der Welt des Guten verderben konnten.

Wir kennen die Gottesgeschichte und die Weltgeschichte viel zu wenig, um voll und ganz verstehen zu können, was hier gesagt sein möchte. Solche Dinge werden uns von unseren Zeitungen und Rednern ja nicht erzählt. Man sagt nur immer, wie stark jener war, und wie mächtig dieser sein kann, wenn wir ihm nur unsere Stimme geben. Und die Diesen und Jenen kamen und starben, und kommen immer noch und gehen, während die Welt im alten Jammer der Tränen und Plagen stecken bleibt. Die großen Könige der Vergangenheit, der Ruhm alter Tage und das Machtgeklirr der Gegenwart sind alles dasselbe. Eine elende Welt haben wirt geerbt, und Elend werden wir als Erbe unseren Kindern überlassen, wenn nur wir die Wirtschaft führen.

Es scheint jedoch, als wenn uns eines Tages die Wirtschaft aus den Händen fallen, oder einfach fortgenommen werden wird. Die Zeit ist reif für ein großes Sterben und ein noch größeres Auferstehen. Vernichten wie die Menschen der Sündflut wird Gott uns nicht. Jesu Blut hat für uns einen Preis bezahlt, der zu hoch in Gottes Augen steht. Es wird der großen Auferstehung jedoch ein großes Sterben vorangehen. Sünder werden fallen und Heilige. Die Sünder unter dem Schwerte des Gerichtes, die Heiligen unter der Last des erlösenden, verzeihenden, Gottes Barmherzigkeit verdienenden Kreuzes.

Und am Ende wird es sich zeigen, wer den Frieden gewonnen hat, die Großen der Welt, oder die Großen der Liebe und der Schmerzes, die da verborgen leben und beten. Verborgen in Hütten und in Gefängnissen, verborgen unter den Hungernden und verborgen unter den Verachteten.

Wohl dem, der ihren Reihen angehört.

Der Schriftleiter

REUE

Von Elisabeth Lill

Du meiner Seele allerliebster Hirt,
Ich knie' vor dir und klage leis mein Leid,
In lauter Dornen hab ich mich verirrt,
Nun ist der Weg zum Himmel sternenweit!

Du zogest einst mit deiner lieben Hand
Ein Ehrenkleidchen meiner Seele an,
So ganz zerissen ist das arm Gewand,
Daß ich es selber nicht mehr sehen kann.

In meinen Garten pflanztest du mir ein
Viel zarte Röslein, weiß und dunkelrot.
Ich war ein lautes Kind, griff wild hinein
Und trat die lieben Herzensblumen tot.

Doch Herr, was mir am allerwehsten tut:
Du gingst mich suchen mit so müdem Schritt,
Und an den Dornen hing dein heilig Blut,
Weil dir ihr Stachel weh das Herz durchschnitt!

Drum heb ich meine Hände still empor:
Verzeih, o Heiland, deinem armen Kind!
Tritt wieder ein durch meines Herzens Tor
Und hilf mir werden, wie die Englein sind!

Die Mutter Gottes und unsere Mutter

In der Sonne sitzt die heilige Jungfrau Maria am Spinnrad. Sie spinnt Wolle von schneeweißen Lämmlein, wie sie im Paradiese weiden. Da ist ihr einmal, als sie beim Spinnen eingeschlummert ist und vom Menschengeschlecht geträumt hat, ein Flöckchen der Wolle auf die Erde gefallen, ist hängen geblieben an einem hohen Felsen und die Leute haben es gefunden und Edelweiß geheißen. — Maria, die himmlische Frau, die Gottesmutter — ist auch unsere Mutter. — Ein Edelweiß des Himmels auf der Erde.

Lebt nicht in jedem Menchen ein Sehnen nach Geborgenheit? Wie ein Kind zur Mutter strebt und erst an ihrer Hand das kleine Herz sich beruhigt. In jedem, auch im „starken Mann" der Gegenwart, lebt solcher Drang. — So ist der Weg zur himmlischen Mutter Maria jedem Menschen psichologisch leicht. Der Weg zu Maria aber ist der Weg zur Übernatur, zu Gott. Sehen wir, wie natürliche Triebkräfte den Weg zur Übernatur bahnen?

Aber Maria führt uns auch in die Übernatur selbst ein, in die Sphäre des Göttlichen. Nicht nur psichologisch. Auch in Wirklichkeit. Maria bringt uns in Verbindung mit Christus, unserm Haupte, von dem das heilige, göttliche Leben in uns überströmt. — Wann wurde dieser wunderbare Kontakt zwischen Gottheit und Menschheit, zwischen Himmel und Erde erstmalig hergestellt? Bei der Menschwerdung des Gottessohnes. Die Menschheit Christi ist das Bindeglied, die Schleuse, durch die Gottes Leben in die Menschheit strömt. In welcher Weise?

Der Gottessohn wählte eine irdische Frau zur Mutter, um einen irdischen Leib zu empfangen zum Leiden. Aber auch deswegen, um als Gottmensch und Mensch zusammen mit allen Menschen einen übernatürlichen Leib zu bilden. Mit dem irdischen Leib auch den



Jungfrau, Mutter Gottes mein!
Laß mich ganz dein eigen sein;
Dein im Leben und im Tod;
Dein in Unglück, Angst und Not;
Dein in Kreuz und bitt'rem Leid;
Dein für Zeit und Ewigkeit.
Jungfrau, Mutter Gottes mein!
Laß mich ganz dein eigen sein.
Mutter, auf dich hoff' und baue ich.

übernatürlichen, mystischen Leib. Hat Jesus doppelten Leib, ist nicht Maria auch doppelte Mutter? Also auch Mutter des übernatürlichen Leibes Christi, Mutter der gesamten Menschheit, deren Haupt Christus ist. — So hat Maria Mutterrecht über die Menschheitsfamilie und übt Mutterliebe und Muttersorge — bis zum Ende der Zeiten, ja, bis in Ewigkeit. — Kann die Menschheitsfamilie verzagen und verzweifeln, solange ihre liebende und mächtige Mutter lebt? Hat Maria einmal der Welt das Heil gebracht, wird sie es nicht auch heute tun?

Jesus ist Weltheiland und dein Heiland. Maria ist Menschheitsmutter und deine Mutter. Mutter, die dir und mir das Leben schenkte. Denn ich und du, ein jeder ist ein Glied am übernatürlichen Leibe Christi — aus Mariens Schoß! Als Maria freudig ihr Jawort sprach, Mutter Jesu zu werden, sprach sie bewußt ja, deine Mutter zu sein. Als Schmerzhafte Mutter unter dem Kreuze litt sie und gebar unter Schmerzen auch dich. Kannst du darum Maria, deine Mutter, anschauen, ohne sie kindlich und dankbar zu lieben?

Eine Mutter kann nur lieben. Ein Kind kann nur vertrauen. So groß und grenzenlos die Liebe unserer himmlischen Mutter, so groß und grenzenlos sei unser Vertrauen.

Thomes.

Wie das mit den Rosen war

Von M. T.

Der junge Brunnenhofbauer war schlechter Laune. Er nörgelte an diesem und jenem, und schließlich landete er bei dem Fronleichnamsaltar, den die Brunnenhofleute schon seit hundert Jahren in treuer Wiederkehr machten. Es passe ihm diesmal schlecht in die Arbeit, murrte der Bauer, die Heuernte beginne, und er habe gute Lust, das Altarmachen einmal anderen Leuten zu überlassen. Die Brunnenhofer hätten es ja auch schon lange genug getan. Er wisse, daß andere den Altar und damit alle Arbeit, die damit verbunden sei, gerne übernähmen. Warum solle man denen also nicht alles überlassen? Er für seinen Teil sei damit einverstanden.

Als der Bauer dies gesagt hatte, war es einen Augenblick still am Tisch, um den sie alle beim Mittagessen saßen. Aber dann brach eine Stimme auf, hart, das war die Stimme des alten Brunnenhofbauern. „Solange ich lebe, wird der Altar von den Brunnenhofern gemacht", rief er und seine alten Augen lohten. „Immer noch hat es uns als eine Ehre gegolten, unserm Herrgott eine Stätte zu bereiten. Und von dem, was unsere Väter taten, wird nicht abgegangen, das merke dir."

Wieder war es still in der Stube.

Der junge Brunnenhofer lachte etwas verlegen und suchte den Zorn des Vaters zu dämpfen. „Also gut", sagte er, „wir machen den Altar. Es war mir ja auch nicht so ernst gemeint, und Ihr hättet euch nicht aufzuregen brauchen. Auf jeden Fall müssen wir neue Leuchter haben. Es soll alles nur so funkeln und blitzen, daß es den Leuten in die Augen sticht."

Es saß ein kleines blondes Mädchen am Tisch, das aufmerksam zuhörte, was gesprochen wurde. Als es jetzt die Worte seines Vaters hörte, sagte es langsam und bedächtig: „Den Leuten? Aber, Vater, es ist doch alles für den Herrgott."

Maiminne.

Über die Blüten nun
Wandern Gedanken,
Suchen das Jungfraubild
Zwischen den Ranken.

Leise im Dämmerschein
Schmiegen sich Seelen,
Möchte beim Minnesang
Keiner nun fehlen.

Alle ersehnen sich
Blicke der Holden —
Neigen sich ringsumher
Duftschwere Dolden.

M. Bartelt

Am Tisch saß auch der Knecht Koloman. Die Worte des alten und die des jungen Bauern waren über ihn weggeweht, und er hatte sich keine Gedanken darüber gemacht. Als das Kind aber diese Worte sprach, da war es, als habe der Finger eines Engels sein Herz berührt.

Und während er dort in der Stube am Tisch saß, sah sein Herz den Heiland lebendig vor sich. „Wenn sie den Altar machen, mit allen Kräften will ich dabei helfen", dachte er.

Es war dem Knecht Koloman in den kommenden Tagen nichts anzusehen von der Verwandlung seines Herzens. Er tat seine Arbeit gut und ohne Murren wie gewöhnlich. Des Abends war er dabei, Tannen aus dem Wald zu holen, um Kränze davon zu winden. Er bot sich an, die junge Maien zu holen, die am Fronleichnamstag den Altar wie eine große Laube umgaben.

Der Bauer wunderte sich über den Knecht. „Hätte man das nun von ihm erwartet?" dachte er und schüttelte den Kopf über den großen, starken Kerl.

Der Vorabend des Fronleichnamstages kam. Bis tief in die Nacht hinein wurde gearbeitet, um den Altar zu errichten, um die Hauswände zu schmücken, um die Straße zu säubern, und die Maien zu schmücken. Es sollte alles schön sein, wenn Christus durch das Dorf zog.

Die Bäuerin hatte die Altardecke mit der schönen Spitze schon herausgenommen, um sie in der Frühe des nächsten Morgens gleich aufzulegen. Sie hatte den Teppich, an dem die Großtante Annamaria ein ganzes Leben lang gestickt hatte, noch einmal gebürstet, obgleich doch kein Stäubchen mehr darin war, und sie hatte auch die große, schöne Schale für die Rosen bereitgestellt. Die Rosen waren noch nicht da. Alle andern Vasen und Krüge waren schon mit



Blumen gefüllt. Mit den schönen weißen Margeriten, mit großen blauen Glockenblumen, mit den roten Pfingstrosen, mit der Buntheit des Phloxes. Die Rosen aber, die noch nicht da waren, sollten den Altar schmücken. Ganz nahe am Tabernakel sollten sie in der großen Schale stehen. Die Bäuerin hatte tagelang schon von diesen edlen Rosen geredet, mit denen sich die ihren im Garten nicht im geringsten vergleichen ließen. Sie sollte sie bekommen von der Frau auf dem Sandhof, die eine Schulfreundin von ihr war und die sie vor kurzem in der Kreisstadt getroffen hatte.

Sie wollte sie am Vorabend von Fronleichnam schicken. Nun wartete die Bäuerin jede Stunde darauf. Als es aber schon dunkel wurde und die Rosen immer noch nicht da waren, verlor sie die Gewißheit, daß sie noch geschickt würden und war auf einmal ganz ratlos und niedergeschlagen. Wie hatte die Bäuerin auf dem Sandhof die Rosen aber auch vergessen können!

Sie jammerte noch, da kam ein Junge herein, der Sohn von Anton Bodenschlag, der in der Kreisstadt arbeitete, des Morgens hinfuhr und abends nach Hause kam. Er berichtete etwas verlegen, daß der Vater eine Botschaft von der Frau auf dem Sandhof auszurichten hatte, nämlich, daß die Frau zu ihrer kranken Mutter gefahren sei und die Rosen nicht schicken könne. Es müsse schon jemand vom Brunnenhof sie abholen kommen. Der Garten sei zu jeder Zeit offen, und der Bote, der komme, könne ungehindert hinein und nach Belieben schneiden. Leider habe der Vater, sagte der Junge, die Botschaft vergessen. Vor drei Tagen schon habe er sie bekommen, aber erst heute abend habe er daran gedacht.

Ja, da hatte die Brunnenhoferin nun die Erklärung, warum sie die Rosen nicht bekommen hatte.

Aber das war auch alles. Es nützte nun kein Jammern und Klagen mehr. Sie mußte sich damit abfinden.

Und so dachten alle. Auch Koloman, der Knecht, wußte nichts anderes zu sagen.

Vom Turm der Dorfkirche schlug es Mitternacht, als sie auf dem Brunnenhof zur Ruhe gingen.

Es mochte etwas zwei Uhr sein, da wurde in Kolomans Kammer, die zu ebener Erde lag, das Fenster leise geöffnet. Koloman stieg heraus und zog das Fenster hinter sich zu. Er ging mit langen Schritten in die Nacht, durch weite, mondübergossene Felder, durch einen schlafenden Wald. Als er dort heraustrat, lag der Sandhof vor ihm im anbrechenden Morgen. Er fand die Türe des Gartens unverschlossen, drückte sie auf und sah die bezaubernde Pracht der Rosen wie ein Wunder. Taufrisch standen sie da in der Stille des Gartens.

Auf dem Heimweg lief er mehr als er ging und war daheim, ehe das Dorf wach war. Auch im Brunnenhof war noch alles ruhig. Koloman füllte die Rosen in die große Schale, die die Bäuerin so betrübt weggestellt hatte und stellte sie zu Füßen des Altars.

Dann stieg er durchs Fenster wieder in seine Kammer.

Kaum, daß er in seiner Kammer war, wurde es im Hause wieder lebendig. Der Bauer kam an seine Türe, rief: „Koloman!"

Der Knecht gab keine Antwort.

„Koloman," schrie es draußen wieder, daß Tote lebendig werden konnte. Dabei trommelten die Fäuste des Bauern an die Türe. Er kannte den Schlaf Kolomans.

„Ja," kam es endlich aus der Kammer.

„Aufstehen, es ist Zeit."

Koloman machte langsam. Er hörte, wie die Bäuerin die Haustüre öffnete und hinaustrat. Auf einmal schrillte ihre Stimme auf: Die Rosen, die Rosen! Wie ist das nur möglich?"

Die Kinder kamen die Treppe herunter, der Bauer kam, der alte Vater kam. „Was gibts? Was ist?"

Und Koloman kam: „Was ist passiert?"

„Die Rosen, die Rosen sind da," rief die Bäuerin ganz außer sich vor Freude und Staunen. Und kniete vor der Schale nieder und betastete die herrlichen Knospen, als könnte sie es nicht für möglich halten, daß der Strauß Wirklichkeit war.

Sie mutmaßten hin und her und konnten keine Lösung finden ... Die Bäuerin sagte: „Ich wer-

Die Immerwaehrende Hilfe der Christen

Von P. Joseph Schneider O.M.J.

Wir leben im Marianischen Zeitalter. In einer Zeit, wo Unsere Liebe Frau nach Gottes Absicht besonders große Triumphe feiert. Wie oft ist sie doch in den letzten Jahrzehnten der leidenden Menschheit erschienen! Wir alle erinnern uns an das Wunder von Fatime 1917. In Verbindung mit dem zweiten Weltkrieg hat sie ihre Mahnungen und Warnungen an die Welt verdoppelt und verdreifacht.

1937—40 zeigte sie sich 100 Mal auf deutschem Boden bei Heede, unweit der Holländischen Grenze.

1944 in Bonate bei Mailand, in Nord Italien.

1946 in Marienfried bei Neu-Ulm, Süd-Deutschland.

1946—47 in Montichiari, an der Bahn zwischen Mailand und Venedig.

1947 in Tre Fontane bei Ostia, in Italien.

Jede dieser Erscheinungen hatte die Ansammlung von riesigen Menschenmengen im Gefolge. In Montichiari strömten bei den letzten der 11 Erscheinungen 10,000 Neugierige zusammen. In Bonate stieg deren Zahl bei der 12-ten und 13-ten Erscheinung auf 300,000.

In Marienfried wandte sich die Himmelskönigin an die 22 jährige Barbara Reuß die am Karfreitag 1947 die Wundmale Christi erhielt. Sie betonte dabei ihren Ehrentitel „Vermittlerin der Gnade".

In Bonate richtete sie einen Aufruf an verirrte und verkommene Mütter. „Sage ihnen", gebot sie der Adelaid Roncalli, „sie sollen mit ihrem abscheulichen Sündenleben aufhören".

Auch gegenüber der Schwester Pierina in Montichiari eiferte sie gegen die sittliche Unreinheit, die heute in der Welt so überhand genommen hat.

In Tre Fontane rief sie einen Familienvater und Eisenbahnarbeiter zum Glauben zurück, der an der Liebe und der Echtheit der göttl. Offenbarung verzweifelte. Er war nicht nur gleichgültig geworden in der Religion. Er ließ sein jüngstes Kind nicht taufen; mißhandelte seine Frau wegen ihrer Kirchentreue und hielt sie mit Gewalt vom Gottesdienst fern. Er tobte und geiferte gegen Papst und Priesterstand. Wenige Stunden vor seiner Bekehrung hatte er die Allerseligste verhöhnt. Hatte auf den Fuß ihren Statue in einem Gebetshäuschen am Wegesrand die beleidigenden Worte gekritzelt: Du bist weder Jungfrau noch Mutter. Und nun saß er an der Bahnstation und wartete auf den Zug. Arbeitete an einer flammenden Hetzrede, in der er die Kirche und die hl. Jungfrau zu schmähen gedachte.

Seine 3 Kinder spielten Ball auf der andern Seite. Dieser geriet in eine Berghöhle hinein und die Kinder suchten ihn. Plötzlich sahen sie sich in himmlisches Licht getaucht und der Allerseligsten gegenüber. Sie vergaßen Ball und Spiel und riefen

---

de mich umfragen, ich muß wissen, wer ihn gebracht hat."

Der Strauß aber stand da in taufrischer Schönheit, wie von Engelshänden gebracht.

Als die Prozession kam und unser Herr in der Monstranz auf dem Altar vor dem Brunnenhof weilte, kniete die Bäuerin hinter den Maien, und ihr Herz flüsterte: „Herr, die Rosen, die Rosen." Und neben ihr kniete der Bauer und redete mit Gott: „Immer will ich Dir den Altar machen und nie wieder ein Wort dagegen sagen."

In der Prozession ging Koloman, groß und stattlich in seinem Sonntagsanzug. Er sah seinen Herrn und Gott auf dem Brunnenhofaltar an, und sein Herz sagte: „Herr, die Rosen! Und es ist genug, daß du es weißt."

Die Bäuerin hielt Umfrage, wer die Rosen gebracht habe. Aber sie konnte nichts erfahren. Die Sache blieb ein Rätsel. Es wurde nie bekannt, wer die Rosen gebracht hatte.

„Es wird wohl ein Engel gewesen sein," sagte der alte Brunnenhofer, als sie wieder einmal davon sprachen.

Da lachte Koloman.

Der Alte sah ihn streng an. Und sagte: „Es gibt immer noch Wunder auf der Welt." — Und damit hatte er recht.

auf die Knie sinkend immer wieder: Wie schön bist du, wie schön bist du. Es lockte ihren Vater herbei; er wurde wie durch ein Wunder umgewandelt.

In Heede wurden 4 Schulkinder durch den Besuch der hl. Jungfrau beglückt. Mit dem göttlichen Kind auf dem Arm sprach sie zu jedem und lächelte sie an.

Die Kunde von Fatima zittert noch heute mächtig nach in Portugal und der ganzen kath. Welt. Im Oktober 1945 beschwerte sich der Heiland in Heede über die Langsamkeit und scheinbare Verständnislosigkeit gegenüber der Botschaft von Fatima. Die Lage hat sich inzwischen merklich gebessert. Die Statue der „Pilgernden Jungfrau", die im Oktober 1947 in Fatima geweiht wurde und seither von Land zu Land und von Erdteil zu Erdteil zieht, hat die Sache mächtig gefordert.

Am 8. Sept. 1948 kam die Statue nach Houston (Texas). 15,000 Menschen waren schon seit Morgengrauen auf den Beinen zum Fußballstadium hin, wo der Bischof mit 52 Priestern zugleich die hl. Messe feiern wollte. (Es sind 53 Perlen am Rosenkranz!). Halbe Stunde vor Beginn der hl. Handlung wurde feierlich mit dem Rosenkranzgebet begonnen. Plötzlich erscheint die Statue der Pilgernden Jungfrau über der betenden Menge. Hoch auf festlich geschmückter Tragbare schreitet sie zum Hochaltare hin. 7000 Kommunionen wurden während der Opferfeier ausgeteilt. Selbst Nichtkatholiken waren, durch Tausende von Flugblättern aufgeklärt, von der Kundgebung mächtig ergriffen. Eine solche Massenversammlung betender und singender Menschen hatten sie noch nie gesehen. Einer bekannte: „Es läuft einem kalt den Buckel hinunter".

Bei manchen dieser Erscheinungen hatte die hl. Jungfrau eine Geheimbotschaft für den Bischof und den Papst. In allen ohne Ausnahme bestand sie auf einer weltweiten Erneuerung des Gebetsgeistes und der Buße. Gebet meint Annäherung an Gott, und Buße die liebende Umarmung Seiner Gebote und der Opfer, die deren Erfüllung in sich schließt. Damit geht sie den schleichenden Übeln in der Welt an die Wurzel. Denn Gottentfremdung und Sünde sind die ewig sprudelnden Quellen allen Erdenelendes.

All den jüngsten Erscheinungen der Jungfrau scheint überhaupt ein tiefangelegter Plan zur Erneuerung der Menschheit zugrunde zu liegen. So erklärte sie selber der Sankt Vincenzschwester in Montichiari:

In Fatima bin ich gekommen als Königin des Rosenkranzes zu Gunsten der ganzen Welt für die Bekehrung der Sünder;

In Bonate für die Wiederverchristlichung des Ehestandes und der Familie;

Hier, in Montichiar, als Rosa Mystica, für die Hebung und Heiligung des Ordenslebens.

Neuerdings kommt die Nachricht von Erscheinungen der Mutter Gottes hinter dem Eisernen Vorhang.

In Ploesti (Rumänien) will man sie in einem Schaufenster am städtischen Markplatz gesehen haben. Die Nachricht davon verbreitete sich wie ein Prairiefeuer unter der 100,000 köpfigen Bevölkerung.

In Polen, in der Lubliner Kathedrale, hat man die Mutter Christi auf einem Ölgemälde blutige Tränen weinen sehn. (1949 am Fest ihres Unbefl. Herzens). Einmal (in La Salette bei Grenoble in Frankreich 1847) hat sie wasserhelle Tränen vergossen, Tränen des Schmerzes über die sittliche Entartung jener Gegend; Tränen über die Gewohnheit des Fluchens und der Gotteslästerung; über die Entheiligung des Sonntags; über die Verachtung des Gebetes und der Sakramente. Heute unter der Moskowitischen Teufelsherrschaft im Europäischen Osten weint sie Tränen, die rot sind wie Blut. Man hat sie abgewischt, aber sie kamen wieder.

Viele suchen all diese Geschehnisse wie Kinderstuben-Märchen abzutun. Die Bolschewisten in Ploesti faseln von Steinölwaschungen des Schaufensters und trügerischen Spiegelungen des Sonnenlichts. In Lublin hat die unerbittliche Zensur die Tatsachen mit Gewalt unterdrückt. In Heede haben die Nazis die Kinder verhaftet und sie ins Irrenhaus verbannt.

Der Beata macht das natürlich garnichts aus. Ihre Liebe ist brennender als all der Haß der Gottlosen. Ihre Macht ist stärker als alle Mächte der Bosheit. Wenn sie sich offenbaren will, können keine irdischen Machenschaften sie im geringsten daran hindern. Das hat sie in Lourdes und Fatima aufs Glänzendste bewiesen. In Heede, wo die Polizei den Kindern den Besuch der Kirchhofsecke verbot, er-

schien sie diesen auf der Weide, auf Weg und Steg, im ganzen hundert Mal.

Wir Katholiken glauben nicht gerade alles und jedes von diesen Geschehnissen. Ihre Möglichkeit bezweifeln wir nicht im geringsten. Und auch nicht ihre Tatsächlichkeit, dort wo zwingende Gründe vorliegen. Stetige Mahnungen zum Guten kommen nicht vom Teufel. Noch weniger stammen von ihm die wunderbaren Umwandlungen an Leib und Seele. Worum handelt es sich denn bei all diesen Erscheinungen? Um die logischen Folgerungen der Aufnahme Mariä in den Himmel. Ihre Krönung da oben bedeutet einfach ihre Teilnahme an der Weltherrschaft ihres göttl. Sohnes. Sie übt sie aus als Hilfe der Christen, Zuflucht der Sünder und Trösterin der Betrübten.

Sie schaut von oben herab ins Weltgetriebe. Sie sieht unsern Jammer, unser Elend, unsere Not. Sie schaut das hilflose Gewurstel unsrer Staatsmänner; das Versagen des Völkerbundes; den Eifer der Gottlosen; die Wut des Satans und seiner Helfeshelfer. Sie weiß vom der Lauheit und Unverbesserlichkeit so vieler Christen; vom drohenden Atombombenkrieg; von der Verfolgung hinter dem Eisernen Vorhang. Und all das sollte sie kalt und unbekümmert lessen? Nein, sie sieht es und je größer die Not, desto mehr drängt es ihr Mutterherz zu helfen. Und so kommt sie vom Himmel hernieder und zeigt sich ihren bedrängten Kindern, warnend, tröstend, ermutigend.

So wie sie es immer wieder im Laufe der Kirchengeschichte getan:

einmal mit dem Skapuluier, dem Rosenkranz oder der wundertätigen Medaille in der Hand;

ein anders Mal neue Orden gründend gemäß den besonderen Bedürfnissen der Zeit;

oder einen Schrein eröffnend als Sammelpunkt und letzte Zuflucht für Kranke und Sünder.

So wie es immer gewesen, ist es auch in unsrer Zeit. Der Himmel teilt seine Gaben und Segnungen aus durch sie. Sie hat dieselben durch ihr Jawort bei der Menschwerdung und bei Christi Opfertod am Kreuze verdienen helfen. Deshalb wird sie auch immer sie austeilen helfen, heute und jeden Tag bis zum Ende der Welt.



Gottes Mutter — meine Mutter

Von Fritz Esser S.J.

„Gottes Mutter, meine Mutter!“
Wer erfaßt dies hohe Wort?
Ihr, die Gottes Sohn getragen,
Den der Vater ewig zeugt,
Dem der Himmel Heer sich beugt,
Der den Abgrund füllt mit Zagen,
Ihr darf ich in Liebe nahn
Und vertraulich „Mutter“ sagen.
„Gottes Mutter, meine Mutter!“
Wer erfaßt dies hohe Wort?

Gottes Mutter, Mutter mein!
Laß mich sein
Dir ergeben
Treu im Leben:
Und im Tode führ' mich Du
Ewig meinem Gott und Bruder zu.

Die Oblaten Kimberleys im Silberkranz



von Franz Hagel O.M.J.
(Monatsblätter)

In den ersten Tagen des Jahres 1925 verließ Mgr. Meysing den Talkessel von Windhuk und eilte in langer Fahrt über das Khomashochland und durch die Wüsten des Namalandes nach Kimberley. Wie wir sehen werden, war sein Herz nicht gerade froh gestimmt, aber ein Glücksverkündiger, ein Sämann des Glaubens, wollte er werden, der mit starkem Arm und kräftigem Wurf die Samenkörner unseres Glaubens unter der Negerwelt ausstreuen wollte, die so lange vernachläßigt war. Am 6. Januar 1925 betrat er das Vikariat, reiste aber nach kurzem Aufenthalt nach Johannesburg weiter, um von seinem Vorgänger, Bischof Cox O.M.J., die Geschäfte zu übernehmen und Verbindung mit den Behörden herzustellen.

Es war keine leichte Aufgabe, die des neuen Administrators harrte. Er selbst wies darauf hin, als er in seiner Antrittspredigt in Kimberley sagte: „Ihr könnt meine Sorgen und meine Gefühle verstehen seit dem Tage, da mir der Generalobere unserer Genossenschaft mein neues Wirkungsfeld mitteilte. Klein ist das Opfer, meine bisherige Mission aufzugeben, auf der ich zwölf Jahre gearbeitet habe, im Vergleich mit der großen Aufgabe und der Verantwortung, die ich in einem fremden Gebiet, unter mir unbekannten Leuten übernommen habe. Ich bitte um euere Mithilfe und euer Gebet.“ Die Katholiken Kimberleys, meistens irischer Abstammung, hätten lieber einen ihres Volkes auf diesem Posten gesehen als einen Deutschen und machten daraus auch kein Geheimnis. Doch Mgr. Meysing hatte bald durch sein leutseliges Wesen die Herzen seiner Gläubigen gewonnen. Die tägliche Kleinarbeit begann.

Zuerst galt es, den notwendigen Missionsstab zu sammeln. Die ersten sieben Patres und fünf Brüder kamen bald darauf an und wurden von Jahr zu Jahr verstärkt. Dabei war es stillschweigende Voraussetzung, daß die bisherigen Missionare so lange blieben, bis die neuen Kräfte sich eingearbeitet und sich angewöhnt hätten. Vor allem galt es, die notwendigen Sprachen zu lernen. Ohne Pfingstwunder spricht man nicht von heute auf morgen fremde Sprachen, und zwar so, daß man öffentlich auftreten kann. Es sei dankbar anerkannt, daß einige Patres dem Vikariat auch unter den neuen Verhältnissen die Treue hielten, die Mehrzahl aber wanderte fluchtartig ab, so daß der Generalobere an P. Porte, den damaligen Provinzial, telegraphierte: „Verhindern Sie, daß Patres nach Europa kommen!“ Dank dem Fleiß und der Hingabe der neuen Missionskräfte vollzog sich der Übergang reibungslos.

3. Die Saat beginnt

Das Vikariat Kimberley hatte 1925 fünf Kirchen in den Städten Kimberley, Beaconsfield, Bloemfontein, Vryburg und Mafeking für rund 3000 Europäer. Dazu kommen noch katholische Farmer, die über das ganze Gebiet zerstreut lebten. Diese Zahl hat sich im Laufe der Jahre nicht wesentlich verändert, aber die einzelnen Stationen wurden erweitert und den heutigen Verhältnissen angepaßt. Das Hauptstreben des Administrators galt der Erweiterung der Heidenmission, die bisher im Hintertreffen geblieben war. In Taungs hatte P. Porte 1895 unter den Batlapin eine Mission gegründet, auf der er im Lauf der Jahre 1800 Neger der Kirche zuführen konnte, aber was war das in einem so großen Lande mit mehr als einer halben Million

Eingeborener? „Das ist nichts", schrieb einmal P. Porte selbst, „beim Anblick der Hunderttausende von Negern; das ist aber viel, wenn man bedenkt, daß jeder einzelne Christ gewonnen werden mußte." Auch in Bloemfontein bestand seit 1916 eine Kapelle für schwarze Christen und eine Mädchenschule, die aber noch an schweren Kinderkrankheiten litt.

Es galt nun zuerst das Vikariat nach Missionsmöglichkeiten auszukundschaften. Es gab für den Administrator lange, ermüdende und oft enttäuschende Reisen. Fast überall bestanden seit fast 100 Jahren Missionen der verschiedenen protestantischen Sekten, die bereits einen starken Einfluß auf die Negerbevölkerung gewonnen hatten. Genau wie in der alten Heimat sind auch hier die Sekten sehr weitherzig gegen neue Häresien, dafür aber um so engherziger und unerträglicher gegen die Mutterkirche, von der sich ihre Vorfahren einmal getrennt haben. Besonders die Kalviner, die bisher das Feld beherrscht hatten, konnten ihrem Volke die „roomse gevaar — die römische Gefahr", nicht grausig genug an die Wand malen. Über die Verhältnisse im Oranje-Freistaat mußte daher Mgr. Meysing berichten: „Das größte Hindernis der Glaubensverbreitung in diesem Lande bildet der Fanatismus der kalvinischen Buren." In dieser Richtung ist bis heute keine Veränderung eingetreten. Stellte doch noch vor kurzem die Synode der Dutch-Reformed Church den Kommunismus und die katholische Kirche auf dieselbe Linie. Die Monatsschrift „South African Seminarian" schrieb noch im Oktober 1948: „Über Südafrika brütet der finstere Geist eines John Kalvin und eines Paul Krüger", jener Geist, der jeden, wie den Propheten Daniel, in die Löwengrube werfen möchte, der nicht auf Kalvin hört und schwört.

Im Westgriqualand liegt am Vaal der Ort Barkley West, der einmal die Hauptstadt der Diamantenindustrie zu werden versprach, aber von Kimberley rasch überflügelt wurde. Barkley zählt heute 453 Europäer, meistens Beamte und Kaufleute, während Kimberley 22,910 aufweist. In Barkley West fand der Administrator, wie bereits erwähnt, ein zerfallendes Kirchlein mit einigen Katholiken. Auch weiter oben am Vaal stand einsam über dem Vaalufer mitten zwischen Dornbüschen und Kakteen ein Kirchlein. Die Gläubigen waren alle abgewandert.

Dann führten die Kundschafterfahrten nach Norden, ins Land der Betschuanen bis hinauf in die Fiebergebiete des Ngamisees. Die Resultate waren entmutigend. Manche Häuptlinge waren bereits so mit Vorurteilen und selbst Haß gegen die katholische Kirche erfüllt, daß sie wie vor 30 Jahren die gleiche Antwort wie P. Porte gegeben hätten: „Bekehre nur zuerst die Königin von England, die mein Land gestohlen und dafür ein paar Bibeln gegeben hat, dann magst du auch uns bekehren!" Andere spielten dabei keine ehrliche Rolle und wurden dabei von Europäern unterstützt. So gering auch manche Europäer die geistigen Fähigkeiten der Schwarzen einschätzten, so sind diese doch schlau genug, um aus der konfessionellen Verwirrung Europas den möglichsten Nutzen zu ziehen. So begrüßte eines Tages ein Basutohäuptling den Sendling der Londoner Mission mit den Worten: „Es ist gut, daß du kommst; es ist immer von Vorteil, vier Sorten Christen zu haben: französische, protestantische, katholische und wesleyanische. Es ist wie ein Mann, der vier Kühe hat, man kann sie alle melken. Wenn eine trocken steht, kann man sich auf die anderen verlassen."

Es galt nun mit Umsicht und Klugheit, ja mit strategischer Weitsicht eine Bresche in den Wall von Urteilen, Unwissenheit und fanatischer Gehässigkeit zu brechen. Es mußten Stützpunkte gewonnen werden, von denen aus Furche um Furche durch den harten, steinigen Boden gezogen werden konnten. Es gab mehr Geduldsarbeit als eroberndes Vorwärtsdrängen, und Gottes Saaten reifen meistens sehr langsam. Heißt es doch in einem bekannten Worte:

Andere sind es, die den Samen streuen,
ander, die sich der Ernte freuen.

So lange brauchte das Vikariat Kimberley nicht zu warten. Bereits im Jahre 1930 waren die Missionserfolge so schön und hoffnungsvoll, daß die Kirche durch Dekret vom 10. Dezember 1929 den bisherigen Apostolischen Administrator zum Apostolischen Vikar und Bischof von Mina erhob. Am 19. März 1930 fand in der Prokathedrale zu Kimberley die Bischofsweihe statt, ein verdientes Freudenfest für den Bischof, seine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen und für das ganze Vikariat.

Die Annalen des Vikariates wissen aber nicht bloß von Erfolgen und Fortschritten zu berichten, sie erzählen auch von Rückschlägen und Heimsuchungen aller Art.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schuldfrage

(Kirchl. Hilfstelle, Frankfurt a. M.)

In der Bundesrepublik Deutschland hat die Zahl der Arbeitslosn die Höhe von 1.7 Millionen überschritten. Das ist ein ernster Zustand, der zu berechtigten Besorgnissen Anlaß bietet. Auch die amerikanische Hochkomission fühlte sich veranlaßt, Bundesregierung und Gewerkschaften auf die Gefahren der Arbeitlosigkeit hinzuweisen. Es wurde bei dieser Gelegenheit auch eine Reihe beherzigenswerter Hinweise gegeben, wie dem Übel abgeholfen werden könnte. Diese Ratschläge krankten aber daran, daß sie der Beschaffung der notwendigen Mittel zu wenig Aufmerksamkeit zuwandten. Man vermißte vor allem einen Hinweis auf eine — etwa zweckgebundene — Senkung der Besatzungskosten. Vor allem aber mußten die Darlegungen des Sprechers der US-Hochkomission den Eindruck erwecken, als beschäftigten sie sich nicht im notwendigen Maße mit der Frage von Ursache und Wirkung.

Bundesarbeitsminister Anton Storch hat — und das war seine Pflicht — daraufhin eine Kundgebung wirtschaftlicher Faktoren in München zum Anlaß genommen, um wieder einmal unmißverständlich auf die Hauptursache der deutschen Arbeitslosigkeit hinzuweisen. Sie liegt — es ist zum Überdruß festgestellt worden und muß immer wieder gesagt werden — darin, daß auf Grund der alliierten Beschlüsse von Jalta und Potsdam allein in das Gebiet der Bundesrepublik 7,5 Millionen heimatvertriebene Menschen hineingepreßt wurden. Ihnen folgten — und das ist wiederum nicht deutsche Schuld — unter den Auswirkungen des West-Ost-Konfliktes 1,5 Millionen Flüchtlinge aus der sowjetisch besetzten Zone Deutschlans. Durch den Zustrom dieser 9 Millionen Menschen ist die Wirtschaft der Bundesrepublik unter einen solchen Druck gesetzt, daß sie aus eigener Kraft nicht in der Lage ist, den aus dieser Richtung drohenden Gefahren wirksam zu begegnen. Das sind Tatsachen, die immer wieder der Wahrheit gemäß festgestellt werden müssen. Ihre Richtigkeit wird durch die unzählige Male festgehaltene Beobachtung bestätigt, daß gerade jene Länder (Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Bayern) am stärksten von der Arbeitslosigkeit betroffen sind, welche die höchsten Flüchtlingszahlen aufweisen.

Zu den an sich vollkommen unwiderlegbaren Feststellungen des deutschen Bundesarbeitsministers erklärte man allerdings in Kreisen der britischen Hochkomission, die Flut der Flüchtlinge, die ihren Weg nach Deutsland genommen habe, sei nicht von den Alliierten verschuldet worden.

Derartigen Feststellungen muß man im Sinne der geschichtlichen Wahrheit mit folgender Frage begegnen: Wessen Unterschriften trägt das Protokoll von Potsdam, durch das die Vertreibung von rund 15 Millionen deutscher Menschen aus ihrer angestammten Heimat „sanktioniert" wurde? Es trägt die Unterschriften von Stalin, Truman und Attlee. Das ist eine historische Tatsache und es ist eine große Frage, wieweit die westlichen Alliierten zu ihrer Entlastung geltend machen können, sie seien in Potsdam von ihrem östlichen Partner überfahren und vor ein fait accompli gestellt worden!

Die Ursachen der deutschen Arbeitslosigkeit — und sie ist erst ein Teil einer ganzen Reihe ungeheurer Schwierigkeiten und drohender Gefahren, die sich aus dem deutschen Flüchtlingsproblem ergeben — liegt also eindeutig in der Vertreibung von rund 15 Millionen aus ihrer Heimat und damit in dem Potsdamer Abkommen. Diese Auffassung machte sich auch die europäische Flüchtlingskonferenz des Oekumenischen Rates der evangelischen Kirchen, die Mitte Januar in Salzburg tagte, voll und ganz zu eigen. Ihre Kritik richtete sich aus dem Munde verschiedenster Vertreter internationaler und nationalor Organisationen zunächst eindeutig gegen das Potsdamer Abkommen, das das Vertriebenenproblem geschaffen und rechtswidrig sanktioniert habe. Stewart Herman, einer der amerikanischen Vertreter der Oekumene, schalt die USA, weil sie in Verkennung der wahren Sachlage den nationalsozialistischen Volkstumsbegriff übernommen und damit gleich ganze Völker rechtlos gemacht habe.

Es ist im Interesse des endlichen Sieges von Wahrheit und Gerechtigkeit sehr erfreulich, daß im

nichtdeutschen Ausland die Zahl jener aufrechten Männer und Frauen wächst, die sich nicht scheuen, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen. So wandte sich kürzlich Professor Dr. App, der bekannte amerikanische Vorkämpfer für Menschenrechte, in der amerikanischen Zeitschrift „Common Sense" gegen die Massenaustreibungen in Osteuropa und nannte sie „das größte Verbrechen, das jemals die Annalen der Geschichte entehrt hat". Er bezeichnete es als die heiligste Pflicht jedes Amerikaners dafür zu sorgen, daß dieses Verbrechen soweit wie möglich wieder gutgemacht werde. Die amerikanische Regierung müsse veranlaßt werden zu verkünden, daß es ihre endgültige und beständige Politik sein werde, zu fordern, daß das gesamte deutsche Gebiet, das in Verletzung der Atlantik-Charta weggenommen wurde, von Ostpreußen bis zur Saar an Deutschland zurückgegeben werde. Die zweite Pflicht aber sei es, dazu beizutragen, daß die Notlage der 15 Millionen Heimatvertriebenen und ausgeraubten Ost-Sudeten — und Südostdeutschen gebessert werde.

Zur Verwirklichung dieser Forderungen führt nach der heutigen Lage allerdings noch ein weiter Weg. Schon im Februar 1949 hat die erste Flüchtlingskonferenz des Oekumenischen Rates in Hamburg die Eingliederung des deutschen Flüchtlingsproblems in die Marshall-Plan-Hilfe gefordert. Sie mußte jetzt anläßlich ihrer Salzburger Tagung mit Bedauern feststellen, daß diese Forderung noch nicht verwirklicht worden ist. Nach einer Erklärung des Bundesflüchtlingsministers Dr. Lukaschek wurden bisher aus Marshallplan-Geldern für die wirtschaftliche Eingliederung der Vertriebenen in Deutschland 100 Millionen DM zur Verfügung gestellt. Dieser Betrag ist trotz seiner an sich ansehnlichen Höhe noch lange kein Ausweg aus der Sackgasse, in die Deutschland durch das in Jalta und Potsdam enstandene Flüchtlingsproblem gedrängt wurde.

Bei allem, was man dem deutschen Volk in Erinnerung an das Hitler-Regime im Ausland vorwerfen mag — die Vertreibung von rund 15 Millionen Deutschen aus ihrer Heimat hatte vielleicht in einzelnen nationalsozialistischen Zwangsaktionen ein schwaches Vorbild, sie kann jedoch nicht dem deutschen Volk als Schuld angelastet werden. Wer die Schuld und damit die Verantwortung für das Entstehen dieses ungeheuren Problems trägt, ist im Potsdamer Abkommen für ewige Zeiten festgehalten. Wenn aber die Schuldfrage so eindeutig geklärt ist, erübrigt sich gleichzeitig auch jede Diskussion über die Frage, wen die Verpflichtung trifft, dem deutschen Volk bei der Lösung dieses Problems eine Hilfe zu leisten, die der immensen Größe der im Flüchtlingsproblem drohenden Gefahren entspricht.

Deutscher Caritasverband,
Freiburg i. Brsg.

Die sonnige, wonnige Welt!

Fr. W. Weber

Das ist des Lenzes belebender Hauch,
Der atmet durch Flur und Feld!
Schon schlägt die Drossel im Erlenstrauch;
Die Lerche singt und der Buchfink auch:
O du sonnige, wonnige Welt!

Bald kommt der Mai, und der Wald wird grün
Und wölbt sein duftiges Zelt;
Die weißen Wolken am Himmel ziehen;
Der Apfelbaum und die Rose blühn:
O du sonnige, wonnige Welt!

Ihr Knaben und Mädchen, nun kränzet das Haupt,
Zum Tanz um die Linde gesellt!
Was heute prangt ist morgen entlaubt,
Und es schneit und es stürmt, bevor ihr es glaubt,
In die sonnige, wonnige Welt!

Die Tage verrauschen in Lust und in Leid,
Wie Pfeile, vom Bogen geschnellt;
O jubelt und lacht, denn es kommt die Zeit,
Bevor ihr es glaubt, wo es stürmt und schneit,
In die sonnige, wonnige Welt!

Von fernen Freunden des Marienboten



Der Marienbote macht seine weiten Reisen in die Welt. Er zieht durch ganz Canada, er wandert über die Grenzen des Südens in die Vereinigten Staaten, er fährt nach Europa, und macht auch seine Besuche in Südamerika, in Asien und in Afrika.

Was ferne Menschen uns schreiben, möchten wir heute einmal erwähnen.

Da kam neulich ein Brief aus Ägypten, von lieben Schwestern geschrieben, die den Marienboten im Speisesaal laut vorlesen lassen. Schreiberin, die ehrwürd. Schwester M. Eustachia, ist Schwester des hochw. P. Sluga O.M.J., aus Denzil. Der Brief erzählt:

„Es ist wohl Zeit, daß ich Ihnen, Hochwürden, auch einmal meinen innigsten Dank für den schönen Marienboten ausspreche. Euer Hochwürden haben keine Ahnung, wie viel Freude uns der liebe Marienbote schon gebracht hat. Besonders die Erzählung vom Herrn Markus mit seinen heiligen Sorgen war so packend, daß wir das Erscheinen des nächsten Heftes kaum erwarten konnten. Es war dort alles so schön beschrieben, daß man fast meinte, man hätte alles miterleben dürfen. Überhaupt ist der ganze Marienbote so lehrreich geschrieben, daß man sich nur freuen kann, wenn das ersehnte Blatt kommt. Seitdem wir vom traurigen Schicksal der armen verschleppten Schwestern lasen (Marienbote, Mai 1949, „Herr, erbarme Dich!“), beten wir täglich gemeinsam für die armen Gefangenen. Möge der liebe Gott allen Kraft und Ausdauer verleihen. Hoffentlich erlebt der Schusterseppel noch recht viele lustige Dinge, daß wir uns mitfreuen können. . . Habe das Glück, seit zwanzig Jahren in unserem internationalen Altersheim in Alexandrien, Ägypten, in der Person der Armen zu dienen. In unserer Pflege befinden sich Italiener, Griechen, Malteser, Russen, Jugoslaven, Armenier, Ägypter, und manchmal auch Deutsche. Die meisten kommen so schwach und elend, daß man sie bald auf den Tod vorbereiten muß. Es kommt öfters vor, daß die Leutchen nach mehr als 50 Jahren wieder zu den heiligen Sakramenten gehen oder zur katholischen Kirche zurückkehren. Leider sind die meisten Schwestern hier schon alt und abgearbeitet. Wir sehnen uns nach Nachwuchs, es scheint jedoch wenig Hoffnung für uns zu bestehen. Unser liebes Mutterhaus in Jerusalem befindet sich auch in gefährlicher Lage. So möchte ich Euer Hochwürden bitten, auch diese unsere Sorge dem lieben Heiland beim heiligsten Opfer vorzutragen. Herzlichst grüßend, Sr. M. Eustachia Sluga.“ „Diesen Grüßen schließen sich an alle Schwestern und die Oberin, Sr. M. Amadea.“

Freundlichste Grüße des Marienboten und aller seiner Leser an die lieben deutschen Schwestern in Alexandrien, Ägypten. Vom Schriftleiter der Priestersegen und das Versprechen, im Gebete ihrer Sorgen und Kreuze zu gedenken.

— — —

Aus Deutschland kommt ein Brief: „Beigefügt überreiche ich Ihnen einen kleinen Aufsatz (Oblaten bei den Kanadischen Auswanderern in Deutschland — veröffentlicht in dieser Nummer des MB.), in dem ein Laie von der Arbeit eines kanadischen Oblatenpatres (P. Noah Warnke O.M.J.) unter den Auswanderern in

Deutschland erzählt. Betrachten Sie ihn als Dank des Verfassers an die Mutter Gottes, der er sich sehr verpflichtet fühlt. Verwenden Sie ihn nach Ihrem Gutdünken, wenn Sie glauben, daß Pater Warnke, ohne dessen Wissen er geschrieben wurde, nichts dagegen einzuwenden hat. Bitte machen Sie von dem Namen des Absenders keinerlei Gebrauch. Mit ergebenem Gruß, N.N."

Dem Schreiber unseren herzlichsten Dank für seinen Artikel. Pater N. Warnke O.M.J. wirkt im Namen der Unbefleckt Empfangenen. Ihr Herz war von einem siebenschneidigen Schwert durchbohrt, zerschnitten und zerrissen sind auch die Herzen aller, die von Pater Warnke betreut werden. Auch an alle von Pater Warnke betreuten Seelen wollen wir denken, den Pater selbst dabei auf keinen Fall vergessend. Er braucht unsere Gebetshilfe. Will er doch den Ärmsten helfen, auch ihnen zeigen, daß echt katholische Liebe vom Himmel kommt und aus frommen Herzen steigt. — Wir haben gehört, P. Warnke wohne jetzt in Bremen. Dort wurde der Schriftleiter geboren. Fährt man von Bremen nach Delmenhorst, kommt man an das Stationchen Heidkrug. Von dort führt eine von mächtigen Eichenbäumen überschattete Landstraße der Stadt Delmenhorst zu. Zwischen Heidkrug und Delmenhorst liegt die Ortschaft Iprump. Wo der Weg von Iprump in die Heide führt, steht an der Landstraße ein Eckhaus, das früher einmal — und vielleicht auch jetzt noch? — einen Laden hatte. Dort sprang der Schriftleiter als Bub herum. Vielleicht könnte man einmal ein Bild dieses Hauses bekommen?

Die Erzählung von Herrn Markus mit seinen vielen Sorgen ist jetzt zuende. Ein Leser schreibt uns, sie sei nicht ganz wahr. Die liebe Gottesmutter habe sich in Fatima vielen Leuten gezeigt, während die Geschichte vom Herrn Markus sagt, nur die Kinder hätten die Gnade gehabt, die reinste Jungfrau zu schauen. So war es auch. Keiner der Anwesenden während der sechs Erscheinungen hatte die Gnade zu schauen, was die auserwählten Kinder sahen.

Jetzt erzählt der Marienbote vom „Bernhard dem Schmied". Die Erzählerin, Maria Müller aus München, Deutschland, schreibt dem Schriftleiter: „Lassen Sie sich kurz von mir sagen, wie ich mich freue, daß mein „Bernhard" außer den Schulden auf dem Vaterhaus ein klein wenig dem Herrn und Meister und den Lesern des Marienboten Tribut zahlen darf. Ob er (der Bernhard unserer Erzählung) sich wohl Freunde macht?"

Dessen können wir die Schriftstellerin Maria Müller versichern: Wir alle freuen uns der schönen Erzählung „B e r n h a r d der Schmied". Der Marienbote ist furchtbar arm, obwohl wir in einem reichen Lande leben. Wir können für Erzählungen einfach nicht zahlen. Maria Müller hat uns ihre Erzählung frei überlassen, und das werden wir nicht so schnell vergessen. Jeder ist seines Lohnes wert, der pflügende Bauer, der hämmernde Schmied, und der dichtende Schriftsteller. Herzlichste Grüße.

— — —

Etwas schlimmer ging es dem Schriftleiter mit einem Briefe, der ihm von der Freundin unserer Maria Müller kam. Der Name dieser Freundin ist Agnes Hartmann. Wer sich die Marienboten aufhebt, möge einmal in den alten Nummern nachschlagen und nach diesem Namen suchen. Er wird ihn sehr oft finden. Und wenn er die Erzählungen noch einmal liest, die unter Agnes Hartmanns Namen veröffentlicht wurden, wird er sich sagen müssen: Eine schöne wie die andere. Persönlich kennt der Schriftleiter die Erzählerin nicht. Brieflich jedoch sehr gut. Ja, und sie kennt ihn auch, denn sie schimpft kräftig über sein langes Schreiben und erzählt ihm, daß sie jeden Abend zusammen mit ihrer Freundin, unserer Maria Müller, ein besonderes Vaterunser für den Undankbaren bete. Der Schriftleiter wird ihr sofort abschreiben. Er möchte nämlich wieder gern einmal eine Erzählung von ihr haben. Hier möchte er beide, Maria Müller und Agnes Hartmann, im Namen aller Marienbotenleser herzlichst grüßen und allen Dank für die schönen Erzählungen ausdrücken, der uns bis obenauf im Herzen sitzt. Ja, und eines Tages wird es doch so kommen, daß der Schriftleiter mit beiden lieben Damen am Tegernsee in Bayern das Schälchen Kaffee trinken wird, das schon so lange auf ihn wartet. Liebe Gottesgrüße.

In öffentlichen Vorträgen schneide man alles ab, was nur dazu dienen könnte, diese glänzender zu machen und größere Beifallsbezeugungen zu verschaffen. Man enthalte sich ausgesuchter Gedanken und Ausdrücke. Das Herz bringt damit Jesu Christo ein wohlgefälliges und verborgenes Opfer, denn er hat sein Gefallen an wahrer Demut und an Einfachheit in Worten und Handlungen.

Oblaten bei kanadischen Auswanderern in Deutschland

Von Peter Home

Den Ärmsten der Armen das Evangelium zu bringen, wurde den Oblatenpatres von ihrem Stifter aufgetragen. War zu dessen Lebzeiten Frankreich „Missionsland", heute ist es Deutschland. Was die Armen dieses Landes betrifft: Es sind Millionen. Die Ärmsten unter ihnen sind die Flüchtlinge und Vertriebenen.

Ihnen — wenn auch vorerst nur den sogenannten Volksdeutschen — die Auswanderung nach Canada und damit die Gründung einer neuen Existenz zu ermöglichen, haben sich die christlichen Bekenntnisse Canadas zum „Canadian Christian Council for Resettlement of Refugees" (CCCRR) zusammengeschlossen. Hier war ein Wirkungsfeld ganz im Sinne des Stifters der OMI. Deshalb entschloß sich auch der hochw. Pater Provinzial der Marienprovinz trotz des großen Priestermangels, einen seiner Patres, Rev. N. J. Warnke, nach Deutschland zu schicken, damit er — 1949 schon zum zweiten Male — als Direktor der CCCRR den Auswanderern zur Verwirklichung ihres Zieles verhelfe und die Frohbotschaft verkünde.

Heut soll nicht von den Mühen und Lasten, von den tausend und abertausend Sorgen berichtet werden, die P. N. Warnke O.M.I. als Direktor und — sozusagen — oberster Betreuer und Beschützer der Auswanderer hat, sondern davon, wie die seelsorgerische Betreuung ausgebaut wurde.



Fahrendes Volk, von Wilh. v. Diez (1839—1907)

Mit der Übersiedlung der CCCRR von Hannover-Mühlenberg nach Bremen hatten sich Unterbringung und Verpflegung der Auswanderer wesentlich verbessert. Auch für den Geist war durch eine schöne und reichhaltige Leihbibliothek gesorgt. Wie stand es aber mit der seelischen Betreuung?

In den ersten Bremer Tagen wurde die tägliche hl. Messe in dem verhältnismäßig kleinen Direktorzimmer gelesen. Hierbei dienten längere Zeit zwei brave Auswandererbuben, deren fromme und würdige Haltung allein schon zur Andacht stimmte. Bald war das Zimmer zu klein. Es wurde ein sauberer Bodenraum ausfindig gemacht, in dem von jetzt ab das hl. Meßopfer gefeiert werden konnte. Groß und licht war der Raum aber kahl und kalt. So wurde gegenüber den Eingang der Raum zwischen den beiden mittleren Säulen mit Holzfaserplatten zu einer Art Krypta verkleidet, deren Innenfläche von Künstlerhand mit drei Bildern verziert wurde:

In der Mitte: Christi Himmelfahrt, Epistelseite: Petrus wandelt auf dem Meer, und Evangelienseite: Jesus stillt den Sturm auf dem Meere. — Mag es noch so wild um uns — auch in uns — hergehen, Jesus schafft Ruhe und Frieden. Aber wir müssen Ihm fest vertrauen, sonst sinken wir, wie Petrus zu versinken droht. Immer soll unser Blick auf das Endziel gerichtet sein, den Himmel. Jesus ist uns zum Vater vorausgegangen und sorgt auch dort für uns. — So etwa wurden uns in der Predigt des Einweihungsgottesdienstes die Bilder gedeutet.

Eines Tages standen schöne, saubere Bänke im neuen Kirchenraum, und alle konnten bequem

sitzen. Wieder eines Tages war ein Harmonium da. Zuerst mußte mit den aus aller Herren Länder zusammengekommenen Gläubigen Gesangsstunde gehalten werden, damit auch da Einheit herrsche in Text und Melodie. Die Lieder wurden abgeschrieben, bis wir einheitliche Textbücher hatten. Unsere neueste Errungenschaft ist ein frisch aus Canada importiertes „Ave Maria", damit die Auswanderer drüben tüchtig mitsingen können. Gleich zur ersten Fastenpredigt haben wir das neu gelernte Lied gesungen: „Heb dein Aug und dein Gemüte".

Aber ich greife vor. Noch sind wir nicht so weit. P. Warnke dachte an den kommenden Winter: Wir brauchten einen heizbaren Kirchenraum. Bald war ein saalartiges Zimmer gefunden und hergerichtet. Es wurde frisch gestrichen und gescheuert. Rupfen wurde gekauft, gefärbt und verarbeitet. Die Fenster bekamen Vorhnäge. Die Altarumkleidung mit den Bildern wurde demontiert und von Boden geholt — und paßte nicht mehr. Doch bei guten Willen und einiger Findigkeit geht alles. Das Gestell wurde umgebaut, die Bilder wurden „verlängert". Wie? Das muß verschwiegen werden.

Als „Seitenpfeiler" und „Querposten" der großen Pforte, die zum Altare führt, und ebenso als Dach über dem Altar wurde Rupfen gespannt. Die hinter den Vorhängen enstandenen Räume rechts und links wurden zur Sakristei ausgestaltet. Aber das Schönste war: Wir bekamen einen richtigen Altar, eine Kommunionbank und eine Kanzel. Um den Altar zur Geltung zu bringen, wurde ein Podium gezimmert und mit Läufern belegt, das blanke



Christus bei den Fischern, von Ernst Zimmermann

Kreuz durch eines mit einem Corpus Christi ersetzt. Schließlich wurde der Altarraum durch Neonlicht beleuchtet, so daß die heilige Handlung von den Gläubigen gut verfolgt werden kann.

Noch manches wurde verschönert und verbessert. Gleich neben der Tür wurde ein Weihwasserbecken aufgehängt, für Altar und Kommunionbank neue Wäsche genäht. Ja, eines Tages waren wir im Besitz selbstgefertigter Ministrantenröckchen. Ständige Ministranten hatten sich unter den Angestellten gefunden. Zuerst haperte es ein wenig mit der Ministratur. Seit den letzten Kirchendienst war manches Jahr vergangen. Aber bald ging es wieder.

Immer war der Altar mit neuen Blumen geschmückt. Nur wollten sie sich in der trockenen Zentralheizungsluft nicht halten. Auch hier wurde Abhilfe geschaffen. Am 8. Dezember wurde die Gemeinde durch ein wunderschönes Marienaltärchen überroscht, dessen Hauptzierde eine Kopie der berühmten „Immaculata" von Murillo war. Von Kerzen erhellt, verfehlte das Bild seine Wirkung nicht. Mancher Gläubige kniete da nieder. Man sah es den Gesichtern an, mit welch inniger Andacht sie heute vor diesem Bild ihr Gebet verrichteten.

Leider war die Freude von kurzer Dauer. Das Bild war nur geliehen und mußte zurückgegeben werden. Es ließ P. Warnke keine Ruh. Ein ständiges Marienaltärchen mußte irgendwie errichtet werden. Aber wie? Und werden die Andersgläubigen, die im selben Raum ihren Gottesdienst abhalten, nicht Anstoß nehmen?

Inzwischen war die Adventszeit gekommen. Weihnachtsvorbereitungen waren zu treffen. Da ist es eine zwangsläufige Gedankenfolge: Weihnacht — Kirche — Krippe. Aber woher eine Krippe nehmen?

Mit dem Woher? und Wie? hat es seine eigene Bewandnis. Wir haben uns oft gefragt: Woher kommt das alles? Wovon wird es bezahlt? — Auswanderer und Angestellte sind arm. Sicher ist auch von dieser Seite manches Scherflein beigetragen worden, und wenn es ein paar kleine Kerzen waren, die morgens auf dem Altare lagen, oder bescheidene Blümchen, die ihn zierten, oder die vielen Arbeitsstunden, die der immer willige „Helfer in allen Lagen" für das Entstehen der Kapelle geopfert hat. Der liebe Heiland weiß, daß es wirkliche Opfer waren und wird es nicht vergessen. Aber das allein reichte nicht. Es mußte noch eine andere Quelle geben. Ich glaube, sie jetzt zu kennen: Gebet, Bemühen und Verzichten rechtfertigten das Vertrauen und ließen Gottes Segen sichtbar werden.

So stand eines Tages in einer neu errichteten Nische der Stall von Bethlehem mit der heiligen Familie, mit Ochs, Esel, Hirten und Schafen. Zum Glück fällt das Fest der heiligen drei Könige ins neue Jahr. Da war wieder etwas Geld da, die Krippe um Caspar, Melchior und Balthasar zu bereichern, ein prächtiges Kamel nicht zu vergessen. Wer die strahlenden Augen der vor der Krippe knieenden Kinder und die andächtig neben ihnen betenden Erwachsenen gesehen hat, weiß, welches Glück von der Krippe ausgeht. Da sind alle Opfer und Mühen vergessen und hundertfach belohnt.

An Mariä Lichtmeß wurde die Krippe abgebaut. Jetzt war P. Warnke entschlossen, in dieser Nische ein Marienaltärchen zu errichten. Vorläufig haben wir nur ein kleines Relief — bald soll es eine schöne Statue sein —, aber es ist schön geschmückt, und wenn die Kerzen brennen, knien die Gläubigen immer wieder in andächtigem Gebet hier nieder. — Und Andersgläubigen? Herr Pastor K. sagte: Die Krippe hat uns so gut gefallen, daß wir immer wieder andächtig hinschauen mußten. — Ob uns das Marienbild stört? Aber nein. Ich möchte sogar bitten: Lassen sie es stehen. Es soll zeigen, daß Christen jeder Richtung brüderlich unter einem Dach weilen können und Hochachtung voreinander haben.

So ist unser Kapellchen ein rechtes Gotteshaus geworden. Eine würdige Stätte ist unserm Herrn und Heiland bereitet, Ihm zum Ruhm und den Gläubigen zu andächtigem Gebet. Daß wir der Gottesmutter einen Ehrenplatz richten konnten, ist unsere besondere Freude. Wie schön wäre es erst, wenn wir das Allerheiligste immer in der Kapelle haben könnten. Von Jugend auf daran gewöhnt, es nun seit Jahren entbehrend, sehnen wir uns sehr danach.

Nun einiges über unseren Gottesdienst. Täglich — mit Ausnahme der Tage, an denen P. Warnke in seiner Eigenschaft als Direktor unterwegs ist — ist heilige Messe mit Ansprache. D. h. nach Verlesung von Epistel und Evangelium wird kurz auf die Bedeutung der Tagesliturgie hingewiesen und dann ein Kapitel aus dem Kathechismus behandelt. Das ist besonders für die Jugend gedacht, die oft seit Jahren keinen geregelten Religionsunterricht mehr hat. Aber auch die Erwachsenen sind dankbar für diese Belehrungen. — Regelmäßig einmal in der Woche und an Festen singt die Gemeinde während des Gottesdienstes, vom Harmonium begleitet und gestützt. Besonders feierlich werden die Abschiedsgottesdienste vor dem Abgang eines Tranportes gestaltet und vom „Te Deum" beschlossen. Kein Tag ohne Gläubigenkommunion. Aber an solchen Tagen geht fast die ganze Gemeinde zum Tisch des Herrn. Dann war auch nicht nur, wie täglich, vor der hl. Messe Gelegenheit zum Beichten, sondern schon am Abend vorher. Wie mancher muß da sagen: „. . . seit meiner letzten hl. Beicht vor 10 (ja 20, 25) Jahren. . .". Da das rechte Wort zu finden, ist oft schwer. Aber es ist wahre Arbeit im Weinberg des Herrn für die Ärmsten der Armen.

Sehr stark besucht und feierlich waren die Gottesdienste während der Novene um die Wiedervereinigung im Glauben. Aber auch andere Tage gaben Anlaß zum Abhalten feierlicher Gottesdienste oder Abendandachten mit Predigt und Gemeindegesang: Die Marienfeiertage, der 17. Februar, das großte Fest der Oblaten, Allerseelenmonat, Blasiussegen, Fastenzeit u.a. All das sind die vielen Gelegenheiten, an denen die Gläubigen versammelt werden, damit ihnen die Frohbotschaft immer wieder neu zu Herzen gehe, damit sie durch Gebet, Belehrung und Empfang der heiligen Sakramente Trost und Kraft finden. Besonders gern lauschen sie der Predigt. Sie ist keine gelehrte Ausführung, sondern schlichtes, zu Herzen gehendes und zur Tat führendes Wort.

Ihr wollt nach Canada auswandern und eine neue Heimat gewinnen. Das ist gut und recht. Aber vergeßt nicht euer großes, letztes Reiseziel. Da gibt es keine Einwanderungsbeschränkung. Jeder hat Zutritt. Jeder hat dort

Verwandte und Bürgen, die lieben Heiligen, voran die Gottesmutter. Der Paß wird uns bei der heiligen Taufe ausgestellt, denn da werden wir Staatsbürger des Gottesreiches. Haben wir acht, daß wir diese Staatsbürgerschaft nicht verlieren. Was gebt ihr euch für Mühe, die Papiere für die Auswanderung nach Canada zu bekommen. Hier sind alle Papiere in Ordnung. Vergeßt nur nicht, regelmäßig den Gesundheitszustand eurer Seele zu überprüfen und gegebenfalls zum zuständigen Arzt zu gehen, damit das „Medical" in Ordnung geht. Und noch etwas müßt ihr: Ihr müßt die Überfahrt selbst bezahlen. Darum sammelt fleißig Devisen, die im Jenseits gültig sind. Wartet nicht mit dem Sparen. Denn niemand weiß, wann der Transport abgeht. Die irdische „Beaverbrae"" ließ oft lang auf sich warten. Die ewige „Beaverbrae" geht meist ganz überraschend ab. Und keiner kann sagen: Ich fahre nicht mit. — Aber macht euch auch nicht unnötige Sorgen. Haltet euch an die Gebote des Heilandes, deren größtes und höchstes die Liebe ist. — Und das ist das Kernstück, um das es immer wieder in den Predigten geht: D i e L i e b e.

Zum Schluß etwas von einem Höhepunkt im Leben unserer Auswanderer-Gemeinde. Eines Tages hieß es: Der Bischof von Osnabrück kommt uns besuchen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht durch unsere Reihen. Es war noch keine viertel Stunde vergangen, da war die Kapelle bis auf den letzten Platz besetzt. Ein Flüstern: Er kommt. Dann feierliche Stille. Nun setzt das Harmonium mit vollem Werk ein — der Spieler ist ob der Größe des Augenblickes etwas aufgeregt —, und der Bischof geht segnend durch die Gemeinde, geführt von unserem Direktor, P. Wanke und begleitet von einer stattlichen Zahl geistlicher Herren, unter ihnen der allzeit hilfsbereite P. Schneider von den Pallotinern.

Schon nach wenigen Worten wußten wir: Hier ist ein Mensch voller Verständnis und Mitgefühl für die Lage der Vertriebenen, hier ist der Hirte, zu dessen wichtigster Aufgabe es gehört, diesen Armen durch Gebet und Tat zu helfen. Alle Anwesenden fühlten sich ermutigt und gestärkt. Unter anderem sagte der Hochwürdigste Herr Erzbischof von Osnabrück, Dr. Berning, etwa folgendes: Ihr habt eure Heimat verloren. Ein schweres, schweres Los. Wo die Liebe ist, da ist die Heimat, in der Familie, in der Kirche. Welch schöne Kapelle habt ihr hier. Betrachtet auch sie eure Heimat. Und vergeßt nicht: Es gibt nur eine wirkliche Heimat, den Himmel. Was in unserer Kraft steht, soll getan werden, euer Los hier auf Erden zu erleichtern. Aber wir wollen nicht müde werden, für das ewige Heil zu beten und zu sorgen.

Seine Exzellenz erteilte den Segen, dann erklang mächtig das Lied: „Großer Gott, wir loben dich". Unter den Klängen des Harmoniums verließ der Oberhirte, freundlich grüßend, die Kapelle. — Diese Feierstunde wird uns allen unvergeßlich bleiben.

So hat Oblaten-Geist den kanadischen Auswanderern in Deutschland eine wirkliche Heimstatt geschaffen und die allein entscheidende Voraussetzungen für eine Auswanderung nach Canada — und in den Himmel. — Unser Dank sei das Gebet für alle, die daran mitgewirkt haben und noch mitwirken. In viam pacis.

Des Pilgers Abendgebet

Von Friedrich Muckermann S.J.

Schon ziehen die Sterne ins blaue Feld,
Ganz leise die Tautropfen sinken,
Der wegmüde Wanderer Einkehr hält,
Wo schimmernde Scheiben ihm winken.

O Herr, meine Seele ist wandermüd,
Sie blutet aus brennenden Wunden,
Ein Heimweh mir drinnen im Herzen glüht . . .
Hab noch nicht nach Hause gefunden.

Die Sterne, die blinken wie Fensterlein . . .
Da hinter den flimmernden Scheiben,
Da ist ja der Himmel,, der Vater mein,
Dahin will mein Heimweh mich treiben.

Gott liebt die Armen, und infolgedessen liebt er jene, die den Armen zugetan sind; denn liebt man jemand sehr, so liebt man auch dessen Freunde und Diener.

Die kleinste Empfindung des Neides über das Gute, das andere tun, ist eine Sünde, die dem wahren und reinen Eifer geradezu entgegen ist.

O wie wenig erfordert es, um heilig zu sein. Es genügt, in allem den Willen Gottes zu un.

Geht man demütig und sanft mit den Menschen um, fesselt man sie leichter und gewinnt eher ihr Herz.



Es gibt auch Vaterfreuden.

Wer gibt mehr?

Diesmal gab es viele Kinder beisammen. Und alle waren aufgeregt. Warum denn? Weil alle irgendein Geheimnis wußten, das sie den andern andeuteten, aber nicht verrieten.

Der Kaplan freilich wußte um das Geheimnis: Es war die geheime Vorbereitung zum Muttertag.

Jedes Kind wollte eine kleine Überraschung für die Mutter bereiten.

„Was macht ihr?" fragte der Kaplan. Das war freilich zuviel gefragt, denn alle wollten gleich antworten. Es kam folgendes zutage:

— Ich gebe der Mutter einen Blumenstrauß. Lauter schöne, große Blumen. — Das war der Franzl.

— Und ich sag' einen Vers auf. Ich kann ihn schon. — So sagte die Käthe.

— Meine Gabe ist ein geistlicher Blumenstrauß. Viele Blüten des Gebetes, der Kommunion und des Opfers sind darauf. — Mit leuchtenden Augen redete so die Traudl.

— Ich hab' von meinem Geld Schokolade für die Mutter gekauft. — Das erklärte der Sepp.

So ging's dahin. Fast alle wußten etwas. Die nichts wußten, merkten sich etwas von den anderen.

„Na, das wird ja morgen schön werden, Kinder!" sprach der Herr Kaplan. „Somit wäre ja alles am rechten Platz. Aber singen will niemand?"

„Wir können noch nichts!" sagten sie verzagt.

„So lernen wir halt das Muttertagslied: ‚Mutter, laß ein Liedlein singen . . .' "

Als sie das Lied gut singen konnten, war der Kaplan noch nicht zufrieden. Er sagte:

„Schöne Sachen gebt ihr. Gut. Aber das alles ist ja nur eine Abzahlung für die Mutter. Ihr schaut mich fragend an. Ja, so ist es. Ich frage euch: Wer hat mehr gegeben, ihr oder die Mutter?"

Die Kinder mußten natürlich alle sagen: „Die Mutter!" Aber verstanden haben sie's eigentlich noch nicht. Der Kalan mußte noch weiter erklären.

„Machen wir eine kleine Rechnung! Ich schreibe auf die Tafel eure Gaben und daneben die Gaben der Mutter.

Eure Gaben:

Blumen, Verse, gute Werke, Gebete, hl. Kommunion, Schokolade, Folgsamkeit . . .

Mutters Gaben:

Sie gab euch das Leben für diese Welt und ließ euch taufen zum ewigen Leben; sie hat euch genährt, in der Krankheit gepflegt; hunderte Male Nachtwache gehalten; erzogen; Gott lieben und zu Ihm beten gelehrt; ermahnt, gekleidet; manchmal auch geweint und gesorgt . . .

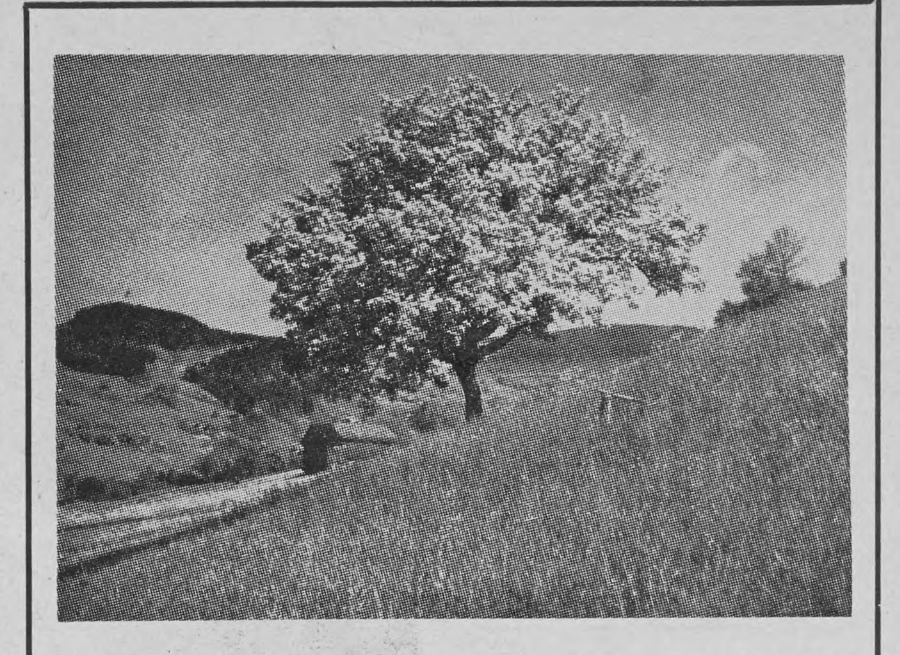
Wer gibt mehr?"

„Die Mutter!" Jetzt kam es aus verstehendem Herzen.

Jetzt noch die Geschichte von Alfons, und wie der von der Mutter eine große Erbschaft gemacht hat.

In Paris lebte eine arme, kranke Frau mit ihrem Buben, dem Alfons. Sie erzog nach dem frühen Tod des Vaters ihren Buben und machte ihn recht fromm. Es war eine Freude für die Mutter. Aber auch eine Sorge, denn die arme Frau war zum Sterben. Was sollte sie nun dem Buben hinterlassen für seine Zukunft? Geld? Sie hatte keines. Besitz? Sie war nur eine arme Frau. Aber sie hatte etwas Wertvolles, und das gab sie ihm.

„Alfons", sagte sie, „du weißt, daß ich dir nichts geben kann. Aber, schau her, da ist mein Rosenkranz. Den hab' ich oft gebetet. Nimm ihn. Er soll dein Erbe



O Wonnemond, o Maienzeit
Im Garten Unsrer Frauen:
Nie war des Himmels Herrlichkeit
Auf Erden so zu schauen.

Gelbveigel blüht und Tulipan,
Vielhundert Hyazinthen,
Den ganzen Monat hält sie an,
Die Pracht der Blumentinten.

Leis beugt sich übers Duftgeblüh
Gelock von Lichtgestalten:
Süß tönt an ihnen spät und früh
Musik beim Schwingefalten.

Und schließen sich zum Dämmergrau
von Blüten auch etwelche:
Beim Blick von Unserer Lieben Frau
Stehen offen alle Kelche.

P. Gaudentius Koch

sein! Und noch etwas. Komm her!“

Sie legte nun die Hände auf das Haupt des Kindes und gab ihm den

Muttersegen.

Diese Erbschaft: Muttersegen und Rosenkranz der Mutter war scheinbar gering, aber doch sehr wertvoll. Sie bewahrten den Buben nach dem Tode der Mutter von allen Gefahren der Seele, und er blieb gut, bis er dann auch heimgehen konnte zur Mutter in das ewige Leben.

Merkt euch das Sprüchlein:

So guat wia mei Muatterl
hot's neamnd mit mir gmoant,
den Tag von mein Abschied
hot's bitterli gwoant.

Hot's gsagt: „Gel, du vasprichst mir's,
du wirst ma nit schlecht,
du denkst auf die Muatterl,
so wird olles recht.“

Dös Stünderl, dös Stünderl
von der Muatta ihrn Redn,
dös lebt in da Söl mia,
wia wann's gestern wa gwen.

So, jetzt wünsche ich euch, liebe Sonnenkinder, daß ihr den Muttertag recht schön feiert und dabei die Mutter Maria im schönen Mai nicht vergeßt!

Johannes.



Nächstenliebe

Wenn je ein Mensch dir Böses tut,
stell Liebe seinem Haß entgegen. —
Vergilt's ihm nicht mit bösem Blut,
so wird's für dich, für ihn zum Segen . . .

Hab' nur Geduld und sei ihm gut —
und langsam wandelt sich sein Denken.
Er merkt, wie gut ihm Liebe tut,
zuletzt wird er sein Herz dir schenken . . .

So bist du doppelt reich beglückt
und doppelt lohnt dir Seelenfriede,
weil alles Leid wird überbrückt
von hilfsbereiter Nästenliebe . . .

Anna Kneubühler-Feßler

Der letzte Pfleger

Von Fanny Wibmer-Pedit

Der Hans Rieder vom Pflegerhof ist einer von den ganz Wiffen. Hans, den Eisernen, nennen ihn die Leute im halben Spott und halben Ernst. Die Dirnen sagen ihm dies Eisernsein mit einer besonderen Bedächtigkeit nach. Ei, ist keine so zart, daß sie nicht gern einen Eisernen hätt.

Doch er läßt gucken nach seiner, läßt reden, spotten und gewichtig tun, was ficht in solches an. Einziger Sohn ist er auch, zwei ältere Schwestern haben auswärts geheiratet, im Tal wär keiner gewesen, der sie erlupft hätte. Den alten Pfleger hat ein stürzender Baum erschlagen, Hansens Mutter ist ihrem Eheherren bald nachgefolgt. Sie ist eine Königin neben ihm gewesen, neben dem Einzigen allein wird sie nimmer warm, der ist noch etliche Zoll mehr König, wie es der alte Pfleger war. Nun haust er allein, — und haust gut.

Unterm Ravenstein liegt der große Hof, auf herlich erhöhter, fruchtbarer Ebene, kurzweg „beim Pfleger" genannt. Die Laben des mächtigen Hauses sind spitzbogig gewölbt, in der Stube uraltes, gotisches, wurmstichiges Getafel im guten Einhalt, im tiefen Gebälk auf eichenen Bolzen haben nur die Sitzbretter gewechselt in der langen Zeit des Bestandes. Keller, Laben und alle Gelasse hoch und kühl, vom geheimnisvollen Atem vergangener Jahrhunderte umwebt. Ist einmal das Pflegerhaus gewesen, wie droben auf Ravenstein vom Südturm noch das Fähnlein flatterte und die hochedlen Herren auf Jagd und Kriegszug ausritten. Längst schon liegen sie im engen Grüftlein der St. Georgskirche, von der nur mehr eine Schmalwand in den blauen Himmel hineinragt. Alle Herrlichkeit ist vorbei.

Der Pflegerhof hat seinen stolzen Lehensherrn überlebt.

Droben bröckelt Stein auf Stein, rieselt der Sand, herunter trägt die Scholle immer reichere Frucht, fühlt die alte Kraft und die junge Freiheit.

Wenn die Stubenlichter am Abend niederglosen, schauen die Taltöchter sehnsüchtig aufwärts, wer wird einmal droben das Herdfeuer hüten? —

Der junge, einzige Pfleger ist auf Brautschau aus, sie fühlen's alle, alle hat sein kühler, wägender Blick schon einmal gestreift, — an keiner blieb er so lang haften, daß ihr Herz zu Recht hätt heller schlagen dürfen.

Auswärts wird er gehen, wie seine stolzen Schwestern, befürchtet man.

Der Hans Rieder vom Pflegerhof geht nicht auswärts.

Zu Ostern werden sie's gewahr, Mund und Augen sperren sie auf. Seit Menschengedenken ist droben nur um eine reiche Braut geworben worden.

Die ärmste und lieblichste der Dirnen holt sich der Pfleger heim, das hat ihm niemand zugetraut, — daß er ein Herz hat, — und muß doch eins haben.

Ob sie ihn liebt? Wer wird da nicht lieben, ihn, den schönen, stolzen Mensch, den schönsten Hof zwei Tagreisen weit herum.

Ja und die Afra Eggerin liebte ihn, schon lange, liebte ihn wie ein Märchen, das nur Märchen bleiben kann. Wie eine Wunschprinzessin dünkt sich die liebe Afra und neigt ihr feines, blühendes Antlitz noch tiefer als sonst.

Herrisch ist er in das kleine Stüblein ihrer Mutter kommen und hat mit knappem Wort geworben. Die Afra zitterte vor Schreck und Glück, stammelte in Freuden ja, fühlte ihre Hand in einer großen, harten jäh gedrückt und wieder losgelassen. Er redete noch weniges mit der Mutter, wie im Traume hörte sie den beiden zu und konnte noch immer nicht begreifen, wie er schon wieder fort war.

„Guts Kind, warum hast du mir das nit früher anvertraut?" fragt die Mutter mit lindem Vorwurf. „Er ist auch mir wie eine Lahne übers Haus kommen, — es wär," die Afra wird auf einmal rot, „es wär, — vor zwei Wochen ist ihm sein Rosmarinnagele vom Hut gefallen, hab ihm's aufgehoben, weil er's nit gemerkt hat und geben wollen, da hat er ein kleines Lacherl getan, behalt dir's, wenn's dich freut," hat er gesagt, „und ich bin weiter gangen. Ich hätt nit gewagt, das als ein Zeichen mir zu deuten, da ist das Nagele, schau, Mutter!"

Und die Afra nimmt aus ihrem Andachtsbuch die halbver-

trocknete, steife, fast verblaßte Blume, — zeigt sie scheu und neuerlich errötend der Mutter her.

„Dann liebst du ihn, und es muß alles gut sein, wie Gott es fügt," sagt die Mutter leise, mehr in Sorgen, denn in Freuden.

In vier Wochen war Hochzeit.

Prunkvolle Hochzeit nach altem guten Brauch. Dorf und Tal und alles auf den Füßen, ein Geneide und Gefoppe aus der Weis. Schön ist das Bräutlein, doppelt schnö in seiner scheuen, stillen Seligkeit, beklommen ist sie um ein liebes Wort, das ihr wie blühend auf den Lippen liegt, das Herz ist noch von vielem andern voll. Über dem bräutlichen Mann an ihrer Seite aber liegt ein kühler Ernst, — stolz und bleich, eisern, eisern ist sein Angesicht, und die Gestalt ragt wie ein einsamer Baum unter den vielen Gästen, die fröhlich schwirren. Mit Bangen sagt sich Afra, daß dies der echteste Pfleger ist, der droben je gehaust. Doch hofft sie voll Vertrauen auf die erste, stille Stunde.

Heiß wallt es in ihr auf, als sie gemeinsam über die Schwelle des Pflegerhofes treten. Kein Wort, kein Händedruck, als gingen sie schon jahrlang ein und aus. — In der alten, gotischen Stube grüßt sie das Gesinde, grüßt die arme Afra Eggerin, als wär sie eine Herrin. Dirnen bringen Wein, Brot, Honig und Gekrapfe und lassen dann das junge Paar allein. — Kühl ist die hohe Stube in der ersten, warmen Lenzpracht. Dann beginnt der junge Eheherr zu reden, langsam und besonnen, immer fließender, mit warmem Unterton will die Afra deuchen, — doch redet er ihr nur von Pflichten, was sie zu tun, zu schaffen und zu sorgen hat, was ihr obliegt vom Keller bis zum Estrich. Dann führt er sie durchs Haus, durch alle Gaden, Kammern, zeigt, erklärt, mit weit mehr Würde denn Stolz.

Wenn einer wär im Tal, der vom Pfleger mehr wüßt wie die andern, der müßt der Afra sagen, jetzt ist er glücklich wie noch nie. Es kennt ihn keiner und niemand kann der Afra sagen, wie es ist. Sie wird immer blässer, Schauer der Verlassenheit durchrieseln ihren Leib, in dem die warmen Lichter alle niederbrennen. Wie sie das letzte löscht im Haus, wähnt sie sich glücklich. — —

Der Herbsting steht wie eine vielfarbene Gloriole über dem reifen Land.

Auf dem Pflegerhof ist diesmal die Ernte reicher als sonst. Die Afra hält gut zusammen und hat die Dinge in der Hand, als käm sie aus dem größten Hauswesen heraus. Dem Hans Rieder ist es so recht, loben braucht er sein Weib darum doch nicht, das wär unnütz. Wie die letzte Feldfrucht unter Dach ist, fragt der Hans sein Weib nach dem schönsten Laib Brot, das sie diesmal gebacken. Sie bringt es ihm verwundert. „Geh mit mir," sagt er dunkel.

Durch die obere Labe geht er voran, bis zur letzten Kammer, die Kammer seiner Eltern.

Öffnet sie. Dort steht uralter Hausrat herum, wohl geordnet. Ein Strahl seiner Sonnenstäubchen fällt auf die Bodenbrettlein einer alten Wiege.

Dort hinein legt der Pfleger den Laib Brot. Goldig leuchtet die große Scheibe. Der Afra Herz schlägt zum Zerspringen.

„Die Wiege muß ein Lebendiges bergen können, — Afra, wie steht es mit uns?"

Da weint das junge Weib, hilflos und verzagt wie ein Kind.

Schweigend führt er sie hinaus.

Viel Sommer kommen ins Land und jeden Ernting richtet die Afra den schönsten Laib Brot in den Gaden. Den trägt der Pfleger in die Kammer seiner Eltern, wo die alte Wiege steht. Er nimmt die Afra nie mehr mit, so gut ist er, — und so hart. Und nach viel Jahren, — der Pfleger und die Afra zählten sie nimmer, — kam ein Herbst, da richtete die Afra kein Brot mehr in den Gaden, sie trug endlich der Wiege selber Lebendiges zu.

Sie hat oft und viel gebetet um den Tod, der Herr aber gab ihr das Leben.

Sie war stumm und zernichtet vor Glück.

Die Wiege stand ihrem Lager zur Seite, die Wiege stand bereit.

Der Pfleger geht wie im Traum, er hat kein Lächeln für das Freuen, er hat kein Freuen für das Glück, er ist gebannt in eine schamvolle Seligkeit seines Herzens. In seines Weibes Notstunden ist er gestellt wie ein Tännling im Sturm, — und steht, nicht Holz, nicht Stein, eisern, eisern ist er.

Ein Pfleger, ein Erb liegt in der Wiege.

Afra hört durch das Verebben ihrer Peinen seinen wuchtigen Schritt, handfest wie immer, drückt er die Türe ins Schloß.

„An Buem!" sagen die Frauen stolz.

Er nickt, schaut in die Wiege, schaut wie im Traum, schaut auf sein bleiches Weib. Daß sie darum so viel Leid tragen muß, bedrückt ihn, beengt und beschähmt ihn. So stark und eisern, wie er ist, was ist sie für ein Weib, Afra, — wenn er ihr sagen könnt, — wenn er ihr zeigen könnt, es zersprengt

ihm die Brust, nun lassen sie ihn gar alleine in der Kammer, mit dem Kinde, mit dem armen Weib. — Er muß hinaus, er kann nicht mehr, er ist ein Pfleger. Nein, er ist kein Pfleger, die Tränen rinnen und stürzen, die Knie zittern ihm.

O wüßte die Afra drinnen um diese Tränen, wüßte sie um sein männliches Schwachwerden, es bräche ihr nicht das Herz.

Sie hat zu viel geliebt, zu viel gehofft und zu viel gewartet, ihr Flämmlein ist schwach und klein geworden, ein Luftzug von der Tür her hat es ausgelöscht, als es noch einmal aufzuflammen bereit war.

Die junge Mutter Afra wird zur Erden getragen.

Der Pfleger steht wie eisern an der offenen Grube, keiner wird klug, der ihn um Leid und Gram betrachten will. Er wirft die Hand voll Erde auf den Sarg, nichts zuckt in seinen stolzen Zügen, sein Herz scheint tot zu sein.

Ja, leichter bezwingt er heut den Schmerz, als vor drei Tagen das Glück, darum wohl hat ihm Gott die Hälfte weggewogen, — damit er's tragen kann.

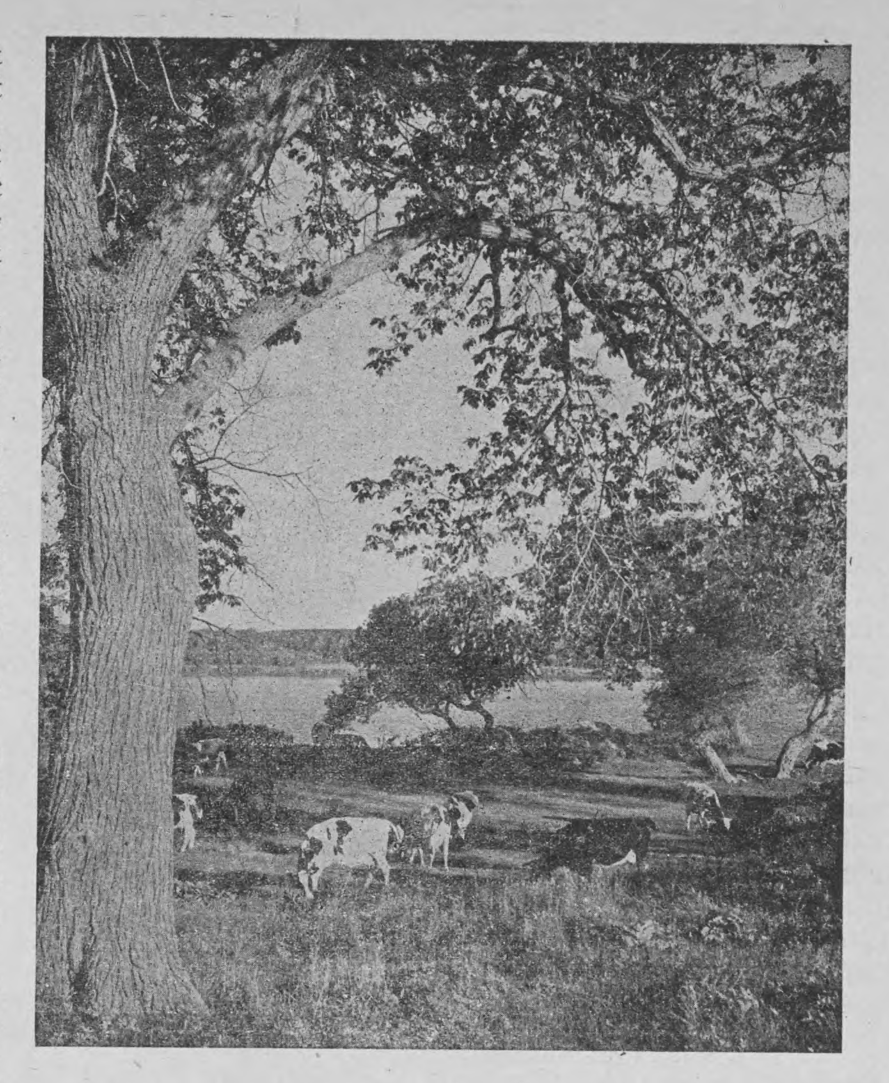
Warum ihr den Tod und mir das Leben? — Ist das Leben bitterer als der Tod?

Das Leben ist bitterer und schwerer zu ertragen als der Tod, wird ihm Antwart.

Also lebt der Pfleger das Leben, das bittere, schwere.

Hansele wächst auf und gedeiht wie ein Rübl im Acker. Die alte Nehn pflegt seines Leibes nach eines Hausleuts bestem Gewissen.

Hansele aber hat Art und Wesen seiner Mutter als ein Erbe der Liebe mitbekommen. Der Pfleger ahnt es mit der Zeit, und es wird ihm schwer, das Pflänzlein zu ziehen nach seinem Sinn



und echter Pflegerart, Unwillen beschleicht ihn zuweilen, daß sein Einziger solcherart geraten ist.

Ihm fliehen die Jahre im eifrigen Schaffen und Raffen, dem Büblein aber schleicht der Tag zuweilen wie ein Gespenst über das einsame Herz, das voll wunderlicher Sehnsucht ist. Ohne Mutter, ohne Bruder, ohne Schwester, unter lauten großen, alten, weisen Leuten, der Vater himmelhoch der Höchste knapp unterm Gottvater und das Hansele wie ein Blüml am Weg, einsam, einsam. Wär nicht der alte Schafler gewesen, der in besonderen Stunden noch Kind sein kann. So rennt ihm an einem schönen Sommerabend das Hansele in glühendem Verhaltensein zu: „Thies, heut hab ich was Wunderliches ersehn!"

„Was, Hänsele, was? — Hast heiße Wanglen und fiebrige Augen, Bübl, was ist?"

„Ein' Vater hab ich ersehn!" „Ein' Vater, Kind, hast nit selber ein' Vater?" ist der Thies klein verwundert. Hab wohl ein' Vater, aber kein' solchen, wie der einer ist, — heut — da im Wald droben, ist ein Bübl dabei gewesen." Das seltsame Kind ist voll atemloser Begier. „Erzähl, Hansele, erzähl!"

„Das Bübl hat mit sein Vater

genarrt und gelacht, mein Vater täts nit dulden."

„Dein Vater hat nit Zeit zu solcher Narretei, dann sein wir Bauern, die leben im Ernste und nit im Scherze." Das Hansele schaut den Thies voller Unglauben an. „Na, Thies, der Vater und das Bübl da droben im Wald haben es auch im Ernste tan." „Was denn, narrischer Bue?" „Einander bußt haben sie, ganz im Ernste." Das Hansele hats vom Herzen, der Thies ist lange stumm und still wie ein Krippenmandl. „Bist du a dummer Bue." „Wegen dem möcht mich mein Vater wohl einmal lieb haben, einmal büssen."

„O Bue, Bue, Bue, du hast ja deiner Mutter selig Butterseel, o das ist weit gefehlt. Sie hat beim warmen Ofen erfrieren müssen und an der vollen Schüssel Hunger gelitten, o Bue, Bue, Bue, kimm her zu mir, i buss' dich grad zenueg!" jammert und lacht der Thies zugleich und will das Hansele herzen.

Das stößt den sonst so wohlgelittnen Alten grob von sich und schreit mit leiderstickter Stimme: „Du tust mich spotten und bußt mich grad nur aus Barmherzigkeit und nit aus Lieb." Und rennt davon, brennend wie ein Feuerl, das arme Kind. — Wird in der gleichen Nacht noch vom heftiger Fieber angefallen, das wochenlang am armen Kinde zehrt. Wie oft in diesen Wochen sich des Vaters zerwühltes Angesicht über das fiebernde gebeugt, Hansele weiß es nicht, ist's Wirklichkeit, ist's Traum, Hansele war noch nie so glücklich als in diesen Tagen zwischen Leben und Tod.

Der Bader, scheint es, rettet dem Pfleger nur ein Siechlein für das Leben, für das arbeitsreiche Leben auf dem Pflegerhof.

Wenig Arbeit, bessere, gute Kost, so schafft der Bader, so wachst das Hansele in die sechzehn, achzehn Jahr hinein. Der Vater ist längst wieder hart und eisern geworden, rackert, schafft für drei, schafft dreifach für ihn, den Siechen.

Wenn sich der alte Pfleger, ja er ist alt geworden in den Jahren, mit müder Wuchtigkeit zum Tische setzt, so ist's dem Jungen wie lebendiger Vorwurf, daß er sich selber müde dünkt von des Tages vorgeschriebnen, kleinen, nichtigen Arbeiten. Fühlt er nicht des Gesindes geringschätzigen Blick, fühlt er wie ein Schandmahl, daß er allein als Müßiger den Löffel in die Schüssel taucht. Doch hat jeder Tag ein Ende und jedes Jahr eine letzte Stunde, so geht die Zeit, heilt alte Wunden, schlägt neue.

Die alte Nehn ist nimmer, der Thies geht heim und jüngere Dirnen heiraten ins Dorf hinunter. Um den Pfleger ist noch immer ein stilles Werben, für das der Eiserne nicht Hören und nicht Sehen hat.

Das Hansele wird mählich auch ein Hannes, erstarkt an Leib, gesundet, wird besinnlich und verhalten am Gemüte. Die Werberinnen lassen dem alten Pfleger endlich Ruhe und angeln nach dem Jungen, so schnell vergeht die Zeit, und manche dünkt es wie von heut auf morgen.

Der Hannes aber erkräftet sich von Tag zu Tag, wird fast ein fröhlicher Geselle, und wenn der alte Thies noch leben möcht, dem er so gerne manches anvertraut, möcht er's ihm gerne sagen, du Thies, jetzt bin ich des Wunders endlich los, es küßt mich eine, und mir ist gut und wohl dabei wie nie im Leben. Der alte Pfleger aber, tut er noch so stumm und steif, ahnt dennoch, was in den Sohn gefahren ist, — die Liebe, nur die Liebe wandelt so die Menschen. — Wer, wer, zerbricht er sich den Kopf, sein Erb und Einziger, gesundet und erkräftet zum vollen Mann, die Beste ist ihm gut genug. Er selber wollt bescheiden sein, es ist ihm nicht geraten, für den Sohn solls nimmer fehlgehn. Eine küßt den Hannes, — die rote Hanne, des Schulmeisters Ziehkind, arm, fremd, ohne Sippe, wenig geachtet im Ort, weil man manchen Stein auf sie wirft, der andere verfehlt hat.

So kommt der Tag, an dem der Vater die Frage an den Sohn tut.

„Die rote Hanne, du, der Pfleger, die Zigeunerin?" —

„Vater, ich bin nicht Pfleger, noch bist es du, ich bin nur Mensch, der sich nach Liebe sehnt, sie ist nicht die rote Hanne, ist keine Zigeunerin, ist auch ein Mensch wie du, wie ich, wie wir alle aus seiner Hand gekommen sein."

„Magst faseln, wie du willst, ein Schandfleck kommt mir nit ins Haus, für die hab ich mich nicht gerackt und geplagt, die ist mir nit einmal einen Zorn wert, drum siehst du, wie ich ruhig bleib — und wie ich hart bleib, besinn dich anders, Hannes, es ist um deinet-, nit um meinetwillen.

„Um deinetwillen, Vater, kann ich mich nit anders und um meinetwillen will ich mich nit anders besinnen, so geh ich mit der Hanne lieber aus dem Ort."

„So wenig ist dir die Heimat wert?"

„Mir ist die Heimat viel wert,

aber nicht alles, nicht das Herz, nicht das Glück, nicht die Liebe."

„Dann geh, du bist kein Pfleger."

„Ja, Vater, ich geh, ich bin kein ganzer Pfleger, ich bin auch meiner Mutter Kind, die an dir zugrund gegangen ist, ich will nicht an dir zugrund gehn, ich will leben!"

„Dann leb, wenn du meinst, daß Leben alles ist."

Der Hannes geht, geht als ein Zweigeteilter. Wenn der Vater getobt, gezürnt hätt', wär er weich geworden seinem Wunsch, seiner Bitte, so ist er wieder einmal eisern blieben, eisern geblieben bei seinem Gehn, wie bei seinem Kommen, o die alte Nehne hat ihm vor ihrem Sterben von Mutters Sterbestunde schon erzählt. Armer Vater, armer Pfleger. —

Der alte Pfleger kauft seinem Einzigen draußen im Tale ein Gut an, dem Abtrünnigen, sie scheiden ohne Feindschaft, ohne Frieden. Er haust weiter, als warteten zehn Söhne auf das Erbe.

Er hält nicht inne, als nach wenig Jahren den Hannes ein jäher Krank dahingerafft. Der Sohn läßt dem Vater danken, daß er ihn gehn gelassen für das kurze, schöne Glück an der Seite einer Vielgeschmähten, die ihn so sehr geliebt.

Nur wenig Wochen nach des Sohnes Tod horcht der alte Pfleger noch einmal auf, die Hanne kommt ins zweite Kindbett, das erste ein Dirndlein, — das zweite wiederum ein Dirndlein.

Also ist und bleibt er der letzte Pfleger.

Ist der Tod wirklich bitterer und schwerer als das Leben?

Das Bild an der Wand

Die kleine Maria war mir im Religionsunterricht schon lange aufgefallen. Sie wohnte mit ihrer Mutter in der Baracke eines Massenlagers; ihr Vater vermißt, ihre Geschwister auf den Flucht umgekommen. Ich habe sie noch nie lachen sehen. Sie saß immer fast unbeteiligt da, meldete sich nie zum Wort, gab aber auf Fragen vernünftige und kluge Antworten, die ihren Fleiß und ihre Aufmerksamkeit verrieten. Ich habe mich allein mit ihr unterhalten, zu plaudern versucht über die Heimat, über ihre Geschwister, — sie blieb still und stumm, es war nichts aus ihr herauszubekommen außer einem leisen Ja oder Nein.

Neulich wollte ich ihr eine Freude machen. Wir hatten im Religionsunterricht gesprochen über das letzte Abendmahl, und zur Anschauung hatte ich den Kindern ein kleines Bild mitgebracht. Und als die Stunde zu Ende war, sagte ich den Kindern, daß ich dies Bild nun einem schenken werde, der immer brav und fleißig gewesen sei. Und zwar solle heute Maria eine Belohnung bekommen. Die anderen Kinder waren darüber neidlos erfreut, denn alle hatten Maria gerne. Nur Maria selbst verriet keiner Miene ihre Freude. Sie sagte leise „danke", legte das Bild auf ihren Platz und beachtete es weiter nicht. „Maria, freust du dich denn gar nicht?" fragte ich sie. „Doch, — aber was soll ich mit dem Bild machen?"

„Nun sieh mal, ihr könnt doch sicher zu Hause auch einen kleinen Zimmerschmuck brauchen. Da hängst du das Bild an eine Wand . . ." „Wir haben keine Wand", unterbrach sie mich schroff. Dann griff sie doch nach dem Bild und lief mit Tränen in den Augen aus der Klasse.

Erst eine Woche später verstand ich, was sie damit sagen wollte. Ich hatte zum ersten Male Gelegenheit, das Barackenlager und zugleich Maria und ihre Mutter zu besuchen.

Ihre Wohnung war eine kleine Ecke in einem großen Barackenraum. An der einen Wand standen ihre „Betten", zwei übereinander gebaute, roh gezimmerte Holzpritschen. Die andere Wand bildete ein kleines zerbrochenes und mit Pappfetzen notdürftig geflicktes Fenster, durch das ein kalter Wind blies.

Und gegen den Barackenraum war ihre Ecke abgetrennt durch zwei verschlissene Decken, die an zwei groben Drähten ausgespannt waren und die diesen beiden Menschen in ihrer kümmerlichen Armseligkeit das Gefühl der Abgeschlossenheit, der Geborgenheit, des eigenen Heimes geben sollten. Da war wirklich keine Wand, an der man das kleine Bild hätte aufhängen können. Und wieder einmal verstand ich, daß man sogar vorsichtig sein müsse, wenn man einem Menschenkind eine kleine Freude machen wolle, weil die Bitterkeit, die dadurch ausgelöst werden kann, oft zu groß ist, als daß sie durch den guten Willen zum Freudemachen gemildert werden könnte.

Deutscher Caritasverband,
Freiburg i. Brsg.

Den alten Menschen toeten!

Eine lustige Moritat.

Dem gelehrten und heiligmäßigen Oiler lag alles daran, treffliche Seelsorger heranzubilden. In einem Landhaus bei Paris sammelte er sie, um sie in Gebet, Buße, Armut, Pflege von Unglücklichen zu schulen. Der große Garten war aber von einem alten verheirateten Gärtner bewirtschaftet, der in einem Häuschen am Ende des Gutes wohnte. Eines Tages drückte ihn doch die Neugierde, was denn sein neuer Hausherr Oiler alles mit den jungen Kandidaten treibe und bespreche. Als er Oiler im Saal sprechen hörte, schlich er sich heran, ihn zu belauschen. Wer beschreibt aber sein Entsetzen, als er vernimmt: „Heute noch ans Werk! Wir müssen ihn töten, den alten Menschen. Ohne das geringste Mitleid, nicht achtend seines Murrens und Klagens. Nur um diesen Preis gelangen wir in den Besitz des Friedens. Er ist ein Feind, der immerfort uns zu verderben bereit ist. Was nützen uns die schönen Vorsätze, wenn wir nicht den Mut haben, zur Ausführung zu schreiten. Genug mit dem Zögern. Der alte Mensch darf nicht länger mehr leben! Alles für den neuen!"

Wie betäubt vor Angst und Schrecken stürzt der alte Gärtner von dannen und meldet leichenblaß seiner Frau: „Höre nur, in welch entsetzlicher Gefahr wir schweben! Jetzt habe ich den neuen Besitzer, diesen Olier, für einen halben Heiligen gehalten. Derweilen ist er ein Teufel, ein Bandit, ein Mörder. Ein Glück nur, daß ich ihn belauscht habe. Keine Stunde mehr sind wir unseres Lebens sicher. Umbringen wollen sie uns. Ja, ganz deutlich hörte ich es, den alten Menschen wollen sie töten. Und dafür einen neuen Gärtner einstellen. Wehe, dreimal wehe!"

Auch die Frau konnte sich vor Schrecken kaum auf den Füßen halten. Aber es war keine Zeit zu verlieren. Fliehen wollten sie, so schnell wie möglich der Mördergrube entrinnen. Am Abend konnte es schon zu spät sein. Sie packten also ihre Habseligkeiten in ein paar Bündel zusammen. Drunter- und durcheinander lag bald alles in dem sonst so reinlichen Stübchen. Eben wollten sie auf und davon als Herr Olier über die Schwelle trat. Im Nu flüchteten die alten Leutchen in die hinterste Ecke und starren ihn mit stirren Augen an, ob er nicht schon die Mordwaffe, einen Dolch in den Händen habe. Sie meinen, ihre letzte Stunde sei nun schon gekommen.

Olier ist selbst wie baff: „Thomas, was soll das! Was ist hier los?"

„Herr, keinen Schritt mehr weiter! Ich währe mich bis aufs äußerste. Ich laß mich nicht wie einen Hund abschlachten." Und damit griff er nach einer Gartenhaue, die in der Ecke lehnte.

„Seid ihr verrückt geworden, Thomas? Was fällt euch ein? Wer soll euch etwas zuleide tun?"

„Ihr Heuchler und Mörder und Banditen! Ich habe alles mitangehört. Ihr wollt mitsammen mich alten Menschen töten, einen neuen Gärtner einstellen. Das ist der Dank für alles, was ich mich für euch mit der Frau geschunden und geplagt habe."

„Ruhig, Thomas! Seid vernünftig! Sagt mir einmal, wer will euch denn töten, wer euch etwas zuleide tun?"

„O sie Heuchler! Sie selber wollen mich doch umbringen. Ich habe doch vorhin im Saale ganz genau ihre Stimme erkannt, wie sie ihre Gefährten aufgefordert haben, unverzüglich gegen den Feind ans Werk zu gehen."

Jetzt ging Olier ein Licht auf. Er lachte herzlich über dieses grandiose Mißverständnis, konnte aber zunächst mit seiner Aufklärung und Beschwichtigung nicht gar viel ausrichten. Dann rief er seine Gefährten herbei, die sich natürlich auch ob dieses Spasses höchlichst gaudierten. Endlich schmolz doch auch das Eis der Todesangst bei den alten Gärtnerleuten. Sie sahen ihren Irrtum ein. Eine solch gutmütig lachende Gesellschaft sah wirklich keiner Mörderbande gleich. Und der gute Thomas und sein Weiblein packten ihre sieben Zwetschken wieder aus und gingen wieder alltäglich an ihre Arbeit. Sie überließen fürderhin getrost ihren Gutsgenossen die Abtötung des alten Menschen. B.K.

Die Böses planen, gehen in die Irre. Doch treue Liebe gibts bei denen, die Gutes planen.

Bibel



Bernhard der Schmied

★ ★ ★

Von Maria Müller, München.

Fortsetzung

„Auslassen, Mutter!"

War das Berndl, der so gerufen hatte? Die Hackerschmiedin kannte sich nicht mehr. Sie sah und hörte nur ihren Buben in der ihr so wesensfremden Zartheit für die blonde Dirn in ihrem Hause, die sie um der Barmherzigkeit willen, nein, doch nicht, die sie aufgenommen, damit die Leute sich ärgerten. Nein, eigentlich auch darum nicht, sondern weil ihr Berndl zum ersten Mal in seinem Leben auf etwas bestanden hatte.

Tag und Nacht nagte es an ihr. Nicht glauben hatte sie es wollen, lange nicht, und sich selber ausgelacht. Doch sollte sie blinder sein als alle Nachbarn? Wie er sie fortgeschickt, weil sie zu schwach sei! Eine Dirn, eine Magd! Herrgott, das war klar. Herrgott, das war zuviel. Wieder zuckten Bitze vor ihren Augen. Fester stemmte sie sich gegen die Wand, eisern umklammerten ihre Hände das linke Hinterbein des wütenden Gaules.

„Auslassen, Mutter!" hörte sie nochmals rufen.

Aber die Stimme spann in ihren Gedanken weiter.

Nicht auslassen, schrie ihr Herz dagegen. Hackerschmiedin, stemme dich, dein Bub muß dir gehören. Dein Bub, dein Berndl, Hackerschmiedin, was hast du auf der ganzen Welt außer deinem Buben! Ihre Nägel krallten sich in das zerschundene Fleisch des Pferdes.

Die Meister sahen's, Berndl sah es, aber der Gaul war flinker in der Selbsthilfe. Ein Hieb mit dem linken Vorderbein machte ihn frei.

Die Hackerschmiedin lag blutüberströmt vor ihrem Sohn, der die Prüfung bestanden hatte.

Als sie nach manchen schweren Tag die Augen öffnete, da standen drei in ihrer Schlafzimmer, Berndl, Lisbeth und der Doktor.

„Gott sei Dank, Mutter", hörte sie ihren Buben sagen. Lisbeth hatte die Hände wie zum Gebet gefaltet. Aber als der Doktor näher zum Bett hinkommen wollte, nahm die Hackerschmiedin ihre erste Kraft zusammen und wies ihm die Tür.

Entsetzt sahen sich die jungen Leute in die Augen. Der Stolz der Hackerschmiedin stand wieder mit ihr auf.

In jeder Feierstunde saß jetzt Berndl bei der Mutter und suchte sie zu unterhalten. Seit ihrem Unfall hatte sie viel Kraft eingebüßt und sie, die Rastlose, mußte oft rasten, statt zu schaffen. Über Lisbeth sprach sie niemals zu Berndl. Eine Scheu hielt sie zurück. Die Leute sollten nicht recht haben.

Wieder sickerte das trübe Freudenwässerlein aus dem Grunde ihrer Seele. Sie wollte sich nach alter Gewohnheit daran laben, aber es erfrischte sie nicht. War's zu trübe oder war sie schon zu stark ausgebrannt? Nur etwas Neues hören, nur Betäubung der brennenden Unrast!

Und Berndl erzählte.

Das Vagabundengaßl, das wieder neu aufgebaut war, das hätten sie jetzt Schmellergasse genannt. Wahrhaftig, des Dankes gegen den Schmeller könnten die Tirschenreuther kaum genug tun, meinte er. Der nützte seine Waldsassener Studienbekanntschaft mit dem Kronprinzen brav aus für seine Vaterstadt. Fünfzig Gulden habe der Kronprinz

neuerdings gespendet „zur Förderung der Industrie in der Oberpfalz“ und am unteren Anger bauten sie eben einen Schuppen, darin sie Porzellan machen wollten. Puppenköpfe, hieß es, sollten es werden.

Da sahen sich die Lisbeth und die Hackerschmiedin beinahe vergnügt ungläubig an.

„Doggernandln?“, fragten sie wie aus einem Munde. Sie konnten es nicht begreifen, daß solcher Spielkram auch Industrie wäre. Aber dann kam die Hackerschmiedin ins Reden und sie erzählte, was ihre Mutter selig immer gesagt. So viel schwer hätten sie's dem Schmeller gemacht, in Tirschenreuth auf die Welt zu kommen. Fast wären seine Eltern noch in letzter Stunde als fahrende Leute aus der Stadt gejagt worden.

Ein ander Mal trug Lisbeth Wasser vom Stadtbrunnen in den großen Bottich, der im Hausgang stand.

„Schau nur, Mutter,“ sagte Berndl, „wie das Wasser wieder aussieht!

Lisbeth war eifrig bemüht, das Moos abzufischen, das sich oben angesetzt hatte. „Ein Frosch ist auch wieder herausgesprungen,“ sagte sie lachend.

Berndl ging mit der Mutter in die Stube. Er hatte den Doktor auf der Zunge, der im Stadtrat nicht genug von der großen Gefahr für Menschen und Tiere sprechen konnte und dringend Abhilfe verlangte. Aber er war klug genug, das gefährliche Wort zu verschlucken, und erzählte nur von dem Plane, eine Wasserleitung zu bauen, die Druck genug haben würde, den ganzen Grenzbezirk zu speisen. Bis von Eger sollte das reine Wasser für die Tirschenreuther kommen.

Bei solcher Rede konnte die Hackenschmiedin wohl ganz stolz und glücklich dreinschauen. Daß ihr Berndl alles so wohl verstand und überall zu Rate gezogen wurde wie ein alter Meister, war doch eine ganz saubere Freude für sie. Aber wie sie denn schon einmal war, gleich überdachte sie wieder die Leute, mit denen er da in Berührung kam und wenn einer darunter war wie der Doktor oder der Bürgermeister, dann war gleich wieder die Sorge da, Berndl könnte sich etwas vergeben und den Stolz seiner Mutter nicht gebührend in Ehren halten.

„Alle Bürger werden zusammensteuern,“ fuhr Berndl mit Vorsicht wieder zu reden fort, „um die Wasserleitung einzurichten und wir müssen natürlich auch unsern Teil bezahlen.“

Da war's um die Fassung der Hackerschmiedin geschehen. Das Sparen war ihr zur Leidenschaft geworden wie der Stolz. Es hagelte Vorwürfe über Berndl, daß er durch großtuerische Verschwendungssucht die Hackerschmiede auf die Gant brächte. „Hast du's vergessen,“ sagte sie bitter, „wie ich mich für dich geracker habe, um dir die Heimat schuldenfrei zu erhalten?“ Und, als hätte der eine Teufel sieben andere gerufen, kamen die bösesten Worte aus dem sonst so wortkargen Munde der kranken Hackerschmiedin. Ob er vielleicht für die Dirn da draßen ein Herrschaftshaus bauen wolle? Ob er sie vielleicht gar zur Hackerschmiedin machen wolle? Was er eigentlich glaube? Ob er nicht wisse, wo die Dirn her sei und daß sie kein Heimat-, eigentlich kein Lebensrecht in Tirschenreuth habe? Nie und nimmer werde sie ihre Einwilligung zu einer solchen Mißheirat geben.

Es schwoll ein breiter, häßlicher Strom.

Berndl stand erst wie versteinert. Das also war seine Mutter, das war Mutterliebe! Endlich faßte er sich.

„Einen Verschwender nennst du mich, Mutter,“ sagte er ruhig, aber fest. „Daß ich es nicht bin, wissen alle Leute in Tirschenreuth. Ich will mich vor dir nicht verteidigen. Aber, daß du die Lisbeth angreifst, kann ich nicht leiden.“

Wieder wollte die Hackerschmiedin auffahren. „Die elende Dirn, die der Mutter den Sohn stiehlt“, zischte sie mehr als sie sprach.

Ein fester Händedruck Berndls zeigte ihr, daß jetzt mit ihm nicht zu spaßen war. „Lisbeth ist keine elende Dirn, Mutter, sondern ein braves, fleißiges Mädchen, vor dem jeder anständige Mann Respekt haben muß. übrigens habe ich kein Wort vom Heiraten gesagt. Und wo sie her ist, Mutter, daß weiß ich besser als du und als ihr alle schon seit anno 14.“

Die Hackerschmiedin war jetzt sprachlos geworden. Mit offenem Munde hing sie an den Lippen ihres Sohnes, der das Geheimnis von Lisbeths Leben so wohl verwahrt hatte durch seine ganze Jugend hindurch. Im Hausflur draußen klirrte ein Eimer. Leichenblaß stand Lisbeth an die Wand gelehnt. Da ging Berndl hinaus und nahm sich des Eimers und des Mädchens an.

Die Hackerschmiedin stöhnte schwer in ihrer Stube.

5

Als Berndl am nächsten Tag das Essen zu Pater Baumann in den Turm hinauftrug, vertraute

ihm dieser eine offenbar recht wichtige Sache an. Der junge Meister ging auch gleich darauf mit Hakke und Spaten aufs Feld hinaus und, immer möglichst Deckung suchend, gegen die Stadt zu, fing er an zu graben, obwohl das ganze Feld schon frisch gebrochen war. Er zog etwas aus der Tasche, was ihm Pater Baumann in einer kleinen Tüte gegeben hatte, beugte sich zum Boden nieder, schien zu vergleichen, lächelte befriedigt und schloß das Loch schnell wieder zu. Fünfmal, zehnmal, hundermal machte er es ähnlich und jeder neue Versuch verbesserte seine Stimmung.

Schließlich begann er zu pfeifen, so laut und vergnügt, daß er plötzlich über sich selber erschrack und gar nicht begreifen konnte, wie er sich auf seiner heimlichen Exkursion so aufbringen und verraten mochte.

Und wie aus dem Boden gezaubert, standen auch schon zwei Menschen vor ihm, genau gesagt, es stand nur eine von den beiden Frauen, die ihn so überraschten. Die andere lag im Fahrstuhl. Mathilde hatte ihre Mutter, wie so oft an milden Tagen, in den Wald gefahren.

Als Berndl seine Bodenuntersuchungen schließlich am Saum des angrenzenden Holzes vorgenommen, war er den beiden Frauen nahegekommen, ohne ihre Gegenwart zu ahnen. Er stand auch wie ein ertappter Sünder vor ihnen und sagte zuerst kein Wort.

War's die Angst, daß sein Geheimnis nun verraten sein könnte, war's die Scheu vor dem feinen Wesen der Frau Doktorin, mit der er nie richtig von der Leber weg zu reden wagte? Oder kam seine Verwirrung vor allem andern von dem Anblick des jungen Mädchens, das wie ein anderer Frühling vor ihm stand? Berndl gab sich selber keine Rechenschaft darüber. Er sah nur das eine, was er schon seit seiner Jugend immer sah, nämlich, wenn es irgendwo zu helfen gab. Mathilde hatte sich, von Frühlingsluft getrieben, zu viel zugemutet und den Wagen mit der gelähmten Mutter auf Wege gebracht, die eigentlich unfahrbar waren.

„Geht's nimmer weiter?", fragte er freundlich und schob hilfsbereit mit seinen starken Armen den Fahrstuhl durch das Holz.

Wehmütig lächelnd dankte die blaß und verstört aussehende Frau, und leicht errötend schritt Mathilde im freundlichen, aber schlichten Kattunkleide neben ihm her.

Jahr und Tag waren vergangen, seit Berndl seiner ersten und einzigen Liebe nimmer so nahe gekommen war. Tausend und abertausend Mal hatte er sich danach gesehnt, wenn er am Feuer seiner Esse stand und die schöne, große Kraft des freies Mannes in seinen Gliedern fühlte. Mehr noch, wenn die Mutter, die immer kritischer und schwieriger wurde, ihm die Feierabende mit Unmut und Sorgen erfüllte.

Und hundert und aberhundert Mal wohl reckte er den Hals und schielte verstohlen nach Mathilde, am Sonntag im Pfarrgottesdienst, an Fronleichnam, wenn sie „prangen" ging bei den ersten und besten Jungfrauen der Stadt. Und immer wieder war ihm der Gedanke aufgestiegen, er möchte das arme Wesen, das der Ofensetzerhans heimatlos zurücklassen mußte, gerade um jener andern willen, die er liebte, schätzen und in tausend Ehren halten.

Aber nie und nimmer hätte er sich getraut, die Augen frei von seiner Liebe reden zu lassen, denn da gab's ein Erstes und ein Zweites und ein Drittes dagegen. Ja, wenn er die Sache recht vor seinem ehrlichen Verstand überlegte, dann wußte er kaum, welche von den Schwierigkeiten er an die erste Stelle rücken sollte, so groß, so unüberwindlich groß schienen ihm alle drei: der Standesunterschied, die Mutter mit ihrem Haß auf alles, was zum Chirurgus gehörte und schließlich Mathildens Mutter, die ihre Tochter wohl kaum hergeben wollte, noch könnte.

Eines freilich war als goldener Hintergrund für sein Wünschen und Sehnen geblieben. Berndl hatte schon an dem kleinen Mathildchen ein rührend schönes Vertrauen zu ihrem großen Spielgefährten gesehen und eine jubelnde Freude, wenn er in ihre Nähe kam.

Obwohl Mathilde jetzt zu den heiratsfähigen Töchtern der Stadt gehörte, hatte er doch nie im geringsten bemerken können, daß sie einen Mann auch nur angesehen hätte. Sollte das kein goldener Hintergrund für rosenrote Wünsche sein?

Die Frau Doktorin fand, daß eine männliche Kraft den Krankenwagen doch ganz anders zu schieben wisse und so wurde ein kleiner Umweg eingeschlagen, der allen Dreien Freude machte. Gesprochen wurde ja nicht viel und besonders die beiden jungen Leute schwiegen nach den Noten, die der Herrgott selber für junge, liebende Menschen geschrieben haben muß. Nur die Frau Doktorin suchte dann und wann einen Gesprächsstoff im blauen Himmel oder in der blühenden Erde, und Berndl dachte unwillkürlich, daß die Frau im Fahrstuhl

doch viel mildere Züge habe als jene im seidenen Schal mit den Rosenhut, der ein kleines Vermögen gekostet haben sollte.

Mittlerweilen mußten die beiden jungen Leute die Ohren spitzen: der Kuckuck!

„Der Kuckuck ruft", sagte Berndl.

„Der Kuckuck ruft", sagte Mathilde.

„Zum ersten Mal heuer", sagten sie beide wie aus einem Munde, als hätten sie längst darauf gewartet.

Und dann sahen sie sich plötzlich in die Augen und erkannten ihre Gedanken — und die kranke Frau im Fahrstuhl erkannte sie auch.

Einige Tage später ging ein großer Schrecken durch Tirschenreuth: ein Sterben. Die Leute bekamen eine Seuche und waren in kurzer Zeit mitsamt ihren Lebenswünschen überwunden.

Aber der umgehenden Seuche gingen zwei beherzte Männer entgegen, warfen sich ihr in den Weg und verriegelten ihr manche Türe, an der sie gewiß Einlaß begehrt hätte. Der Doktor schüttete eigenhändig den großen Wasserbottich der Hackerschmiede in die Gosse, ließ destilliertes Wasser kommen, setzte Rauchpfannen auf und schrieb den Küchenzettel, der vor allem Schweinefleisch ausschloß, an die Stubentür. Von Haus zu Haus ging er so, um die Gesunden zu bewahren und hörte so wenig auf die Reden des Unverstandes, als er die abweisende Miene der Hackerschmiedin zu bemerken schien.

Pater Baumann aber ging vor allem zu den Sterbenden.

„Ich kann dir die Seuche nimmer aus dem Hause jagen", sagte er da wohl, „aber ein einziges Lüftchen der göttlichen Barmherzigkeit macht die Seele von aller Seuche frei und gesund".

Und dann fing er so herzbeweglich um diese göttliche Barmherzigkeit zu beten an, daß der heilsame Regenwind, wie ihn Pater Baumann gerne nannte, zu wehen anhub und die verstocktesten Sünder mit ihren Leibesseuche im Reueschmerz die Seele frei wuschen.

Und fast plötzlich, wie das Sterben gekommen war, nahme es wieder ein Ende.

Pater Baumann stieg wieder zurück in seinen Turm, den er stets nur ungern verließ. In diesen Wochen hatte statt seiner der Tod die Stunden nachgeschlagen und die Zeiger für die Tirschenreuther auf die Ewigkeit gerückt.

Nur eine Spätfrucht wollte er erst pflücken, als Pater Baumann schon wieder Türmer war: den Doktor.

Um keinen wurde in Tirschenreuth so viel geweint und geklagt.

Jetzt räumte auch Berndl mit seiner Scheu auf. Mathilde hatte keinen Vater mehr. Er besah seine Fäuste. Nein, Doktorfinger das nicht. Aber ein Weib schützen und ernähren, das würde er auch können.

Und die Mutter, seine Mutter? Hatte er denn recht gesehen draußen am Friedhof? Geweint hatte sie, geweint um den Doktor.

„Ich will schweigen, bis ich groß bin", hat er einst in Pater Baumanns Zelle in Waldsassen gelobt, als er unfreiwillig die erschütternde Beichte fremder Sünden aus dem Munde des Ofensetzers gehört hatte.

War er nicht groß genug jetzt?

Und der Boden, in den er pflanzen wollte, war durch Tränen gelockert.

Und so verriegelte er eines Abends die Stubentür und sprach mit seiner Mutter.

Lisbeths Lebensgeheimnis erzählte er ihr.

„Ich hab's gehütet, Mutter, bis es Zeit war, es zu entdecken, damit ein altes Unrecht gutgemacht werden kann. Aber es ist eine heikle Sache und ich meine, es wäre nicht recht, wenn ein anderer als eine Frau und Mutter daran rühren würde."

Da erkannte die Hackerschmiedin ihren Sohn und heißer, stolzer hatte sie ihn noch nie geliebt als in jener schönen Stunde des Vertrauens.

Berndl ging seinen Geschäften nach und die Leute sagten, er sei ganz wie sein Vater selig an Kraft und Tüchtigkeit, nur noch aufgeschlossener und freundlicher sei sein Sinn und wo's zu geben und zu helfen galt, da könnte er die ganze Hackerschmiede vergessen.

„Dafür denkt dann der Herrgott an die Hackerschmiede", meinte Pater Baumann dagegen wie einer, der es gewiß weiß.

Zwischen der Hackersmiedin und ihrem Berndl gab es jetzt Geheimnisse. Aber sie waren freundlicher Art und, so unglaublich es ihnen selbst oft scheinen mochte, es saß wirklich und wahrhaftig manchmal der Schalk mit ihnen am Tische, sodaß sie beide verschmitzt lächeln mußten.

(Fortsetzung folgt.)

FATIMA STUDENT BURSE

Am 13. Mai werden 33 Jahre seit der ersten großen Marienerscheinung in Fatima vergangen sein. Unzählige Menschen werden diesen Tag in Fatima selbst verbringen, noch viel mehr werden in ihren Häusern und Kirchen zur Mutter der Gnade beten. So mancher Marinbotenleser, der sein kleines Scherflein unserer Sammlung für arme Priesterstudenten gab, wird sich ganz besonders an die heilige Jungfrau von Fatima wenden. Seine Gabe war ja doch ihr zu Ehren gestiftet. Maria von Fatima soll alle jene unter ihren besonderen Schutz und Schirm nehmen, die durch diese Sammlung einstens als Priester Gottes und als Oblatenmissionar den Altar besteigen und das Wasser der Taufe über viele Häupter gießen werden. Gedenken soll die heilige Mutter von Fatima auch des Gebers. „Hilf, Maria, es ist Zeit, Mutter der Barmherzigkeit!“

Bisher eingenommen:	$131.00
Frau P. Helter, Youngstown, Alta.	1.00
Joh. P. Brost, Cosine, Sask.	2.00
Ein Freund, Vancouver	5.00
Frau M. Mueller, Gravelbourg, Sask.	2.00
Ein Freund, Saskatoon	10.00
Großmutter Schneider, St. Walburg, Sask.	5.00
Susanne Gottselig, Kamloops, B.C.	2.00
Jos. Stond, Muenster, Sask.	3.00
Georg Schamber, Edmonton, Alta.	5.00
	$166.00

Bitte, sendet euere Gaben an:

St. Peter's Rectory

Cosine, Sask.